

Das Werk



Erntezeit.

Holzschnitt von H. Jaeger.

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIV. Jahrg.

Düsseldorf



August 1934

Heft 8

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“
XIV. Jahrg. Düsseldorf, August 1934 Heft 8

Ruf in die Zeit.

Jetzt oder nie, so muß die Ehre
immer sprechen; ihre Stunde, ja ihre
Minute ist immer da; sie kann nichts
verschieben, sie darf nichts von der
Gelegenheit und dem Zufall hoffen,
ihr Gesetz bleibt immer das Kurze
und Runde: Tue, was du mußt,
siege oder stirb und überlaß Gott
die Entscheidung.

Ernst Moritz Arndt.

Der Weg zur Nation.

Von Reinhold Schneider.

Nichts wahn' er sein: Besitzum ist ihm Schranke,
Ruh Tod; ein ewiger Kampf der Freiheit Wesen.
Es kummr' ihn nie, was hinter ihm versunken.
Vernichtend, schaffend wechselte der Gedanke.

Sichte.

Auf heroische Weise ein unheroisches Ziel zu erstreiten: dies scheint eine Absicht, scheint zugleich ein tiefer Widerspruch der klassischen deutschen Zeit. Stürmisches, herrliches Leben türmt seine Werke auf; vielleicht ist nur ein Jahrzehnt höchster Schöpferkraft von den Mächten gewährt; diese Ahnung, die treibender ist als eine Gewißheit wäre, fordert jede Stunde ein für die Tat. Denn wie schnell auch der Tag sich senkt und wie eilig die Gestalten über den Schauplatz fliehen, damit noch Neuerschaffenes erscheine und noch ein Wort, ein einziges, gesagt werde, das nun dringender ist und heftiger die Entscheidung will: es kann dennoch Unendliches geschehn in einem einzigen Tag, und eben jetzt, in den kleinen Städten winziger Reiche, da für einen Augenblick der Sturm der Kriege den Atem anhält, um bald furchtbarer als jemals die Häuser der Entmachteten zu überbrausen: jetzt, unter der Wetterwolke, sichtet die Menschheit im überhellen Strahl der Vernunft ihr neues Ziel: das irdische Paradies. Und die es zuerst erblicken, opfern ihr Leben an Werke hin, machen ihr Leben selbst zum Werk und entflammenden Opfer: für das Glück; für nichts als das Glück.

Und das eben ist das Morgendliche an jener erschütternden Zeit: daß sie die ganze Tödllichkeit des Kampfes für sich in Anspruch nahm, um andern den Frieden zu lassen. Sie alle, die sich als heroische Beglückter fühlten, und Gerechtigkeit zu einem ihrer höchsten Zeichen machten, waren gegen die Zukunft nicht gerechter als gegen die Vergangenheit. Möchten die Künftigen sich mit dem Glück begnügen; ihnen, in durchtobter Gegenwart, gebührte der Kampf.

Die Tat ist das eine; ein anderes ist der Wille, aus dem die Tat erfolgt.

Handelnd gingen die großen Verkünder hin. An den Wegkreuzungen hatten die Verkünder das Opferfeuer ihres Lebens entfacht; sie gingen; und durch ihre Eile, bezwingender noch als durch das Wort, bezeugten sie die Unendlichkeit der Bahn. Die Welt vergeht, sobald sie sich nicht mehr verwandelt. Und alle, die das Glückreich zu schaffen strebten und ihr Leben fanden in diesem Verlangen, trleben die Welt dem faustischen Tode zu.

So löst sich von der Verkündung die Tat. Wir würden niemals heimisch in diesem an Leistungen wie an Versprechungen reichsten Zeitalter unserer Tradition, wenn wir, was getan und gelebt wurde, nicht trennten von dem Glauben und der Erkenntnis, derentwegen es geschah. Die Form handelnden Lebens besteht unabhängig von seinem Gehalt. Die Energie der Überzeugung besteht, wenn diese Überzeugung auch längst keine Gefolgschaft mehr findet.

Philosophie ist Haltung; sie ist im höchsten Falle Tat; und die Geschichte der Wahrheit ist die Geschichte der Persönlichkeiten, welche die Wahrheit vertraten. Wie die Verkünder sich stellten zum Leben; welches Glaubens, welcher Schlüsse, welcher Erkenntnis sie bedurften, um gestaltend zu wirken: dieses, von ihrer Natur ihnen gebotene Verhältnis zum Leben ist ihr Anteil an der Ewigkeit. Und wie ihre Köpfe hervortauchen aus der Zeit, einsam die meisten und oft nur ein ein-

ziger seiner Art in einem Jahrhundert, behutsam und schweigsam die einen, vom Zweifel zerstört und dennoch Leben findend im Zweifel, sieghaft die andern, die meisten aber in ein vorsichtiges Dunkel gehüllt: so erscheint immer neu das Gesicht der einen sich wandelnden Wahrheit. Denn das zu tiefste Erlebte ist wahr; Wahrheit ist überall, wo Schicksal wird aus dem Gedanken; und sie wird sein und wiederkehren, solange die Persönlichkeit zu Gast ist unter den Menschen.

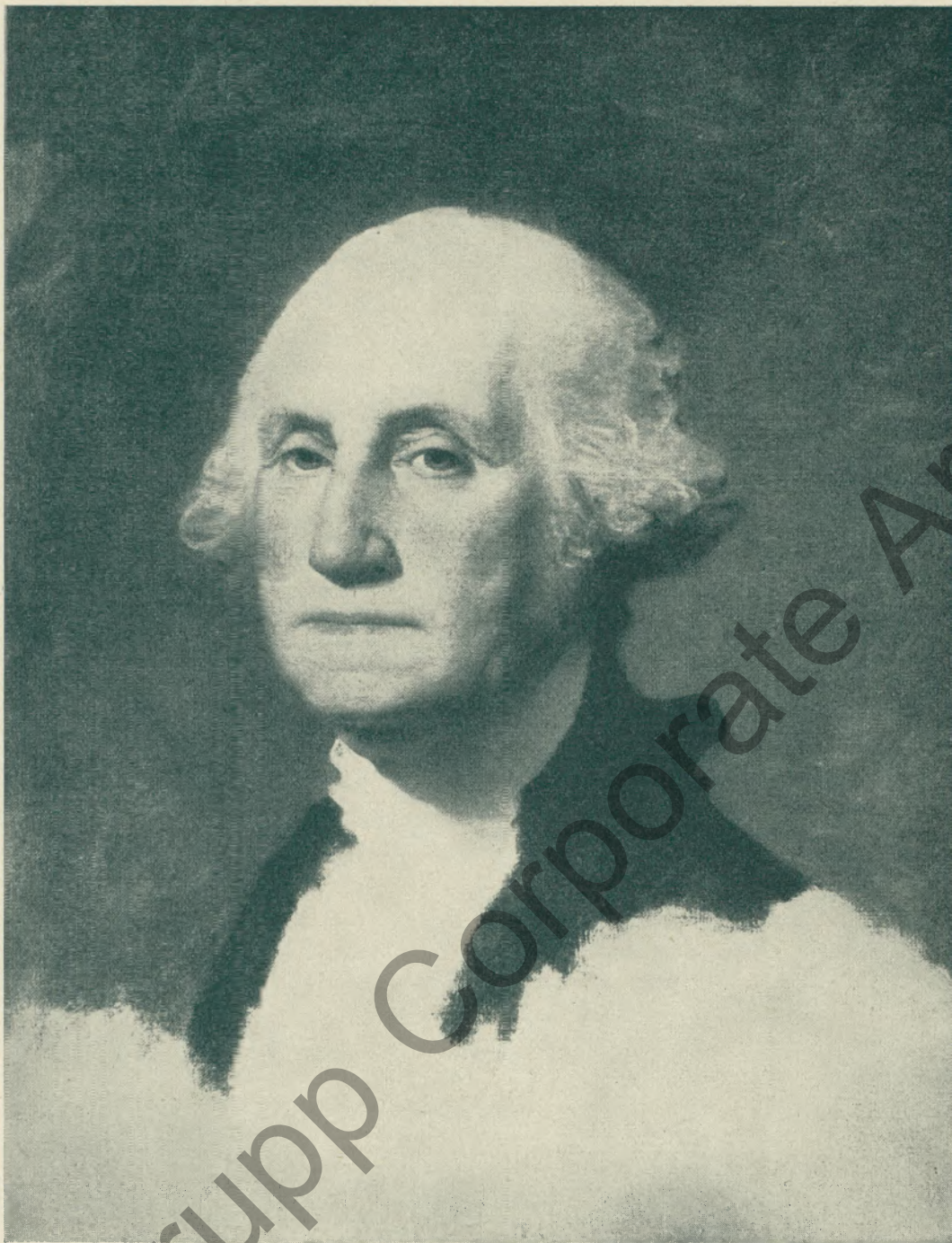
Nicht die Verkündung an sich: die Tat wird entscheiden. So bleibt die Persönlichkeit bestehen, wenn auch keine der Konstruktionen mehr dauert, die sie sich errichtet; mehr als die Gesetze, die sie verkündet, ist das eine, einzige Gesetz ihrer Erscheinung: der alleinigen Gestaltwerdung schöpferischer Kraft. Ihr unzerbrechlicher Wille zu bauen, zu ordnen, umzugestalten, ein Besseres zu schaffen, ungeachtet seiner Gefahr und des doppelten Unrechts an Zukunft und Vergangenheit: dies ihr innerstes Sein ist in keiner Lehre verwurzelt.

Das Erlebnis der Freiheit ist die große Wahrheit in Sichte's Philosophie. Aber frei ist nur, der sich befreit. Freiheit und Tat sind eins. Und so wirft er die Ketten ab: des Dogmas, der politischen Machtform, der vererbten Erkenntnis. Er tritt völlig aus der Geschichte heraus, um selbst Geschichte zu machen. Damit wird sein Leben historisch im letzten Sinn: der Tradition entledigt, erzwingt es eine Entscheidung; und am Ende erst, wenn das Werk getan ist, wird es sich zeigen, daß es in unbeschränkter Freiheit vollendend und weitertreibend herauskam aus der Tradition.

Denn er suchte nicht sich: er suchte einzig das Gesetz, das er verehrend in sich selbst ergriff, nachdem er sich befreit hatte von der Welt. Und darum war er Persönlichkeit im höchsten Sinn; denn die Persönlichkeit dient; und ihr innerster heiligster Glaube ist, daß es ihr befohlen sei, auf eine eigene, nur einmal mögliche Weise sich hinzuopfern an das Große. Im Werk werden stolze Selbstbehauptung und reinste Dienstbereitschaft eins. Beide waren die innerste Blut dieses Lebens, dem es bestimmt ist, wiederzukehren und fortbildend zu erschüttern, seit es sich das erstmal in einem heroischen Jahrhundert erfüllte. Und es wird von diesem Auftrag nicht lassen, solange die Gemeinschaft noch ist, der es entstieg und der es sich mächtigen Herzens und für immer verpflichtend hingegeben hat.

Damit tritt Sichte, der große Geschichtslose, in die bewegte Linie deutscher Tradition: er, der keinen Namen und keine Form der Vergangenheit zuließ als bindende Gewalt, und dennoch nur Fortsetzer, Vollender und Vorläufer war, vom Vergangenen nicht weniger als vom Künftigen erfüllt. Es war das Volk selbst, das in ihm sprach und drängte, irrend vielleicht in der Formel seiner Erkenntnis, irrend niemals im Willen; es waren das Land und die geistige Landschaft, die er beide liebte, ohne sich zu erklären. Denn er bedurfte der Worte nicht, weil er den Geist in sich trug, durch den das werdende zeitlos schafft, und er brachte keine Wahrheit vor ohne das beredteste und männlichste Zeugnis eines ihr dienenden, mächtig durchfluteten Lebens.

Aus: Reinhold Schneider „Sichte: Der Weg zur Nation“.



Aus den „Corpus Imaginum“ der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

George Washington.

Männer, die Geschichte machten.

II. George Washington.

Von Professor Dr. Walther Schneider.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß vor 200 Jahren Amerika noch ein rager geographischer Begriff, ein wirtschaftliches Objekt Europas war, Lummelplatz für französische Pelzjäger, englische Abenteuerer oder fromme Seßlerer, um die gewaltige Energie zu würdigen, mit der diese Nation sich einen so scharf geprägten Charakter geschaffen hat wie wenige Völker des alten Kontinents. In diesem von der rauhen Wirklichkeit selbst gezeichneten Bilde des Amerikaners findet sich kaum ein Zug von Romantik oder geschichtlicher Gebundenheit. Nur eine Persönlichkeit steht hoch über dem

Getriebe der politischen Parteien wie der wirtschaftlichen Kämpfe in einem fast mystischen Glanze als der einzige Heros dieses nüchternen, poesielosen Volkes, als sein fleischgewordener Genius: George Washington. Andere Männer haben nach ihm vielleicht für Amerika ebensoviel, wenn nicht mehr geleistet — in Washington vergöttert der Amerikaner sich selbst, sein eigenstes Wesen mit all seiner Größe und seinen Schwächen. Man kann sagen, er schuf erst den Typus des Amerikaners, den es damals noch nicht gab.

Aus normannischem Bauernadel stammte der Urgroßvater

John Washington, der, von Cromwell vertrieben, 1657 nach Virginia ging und in seinem Wappen den prophetischen Wahlspruch mitbrachte: „Exitus acta probat“ — „Der Erfolg krönt die Tat.“ Es sollte der Wahlspruch der Nation werden.

Das aristokratische Blut und die soldatische Tradition, verbunden mit der Liebe zur Scholle und zum Besitz, sind die entscheidenden Faktoren im Leben des Urenkels geworden. Eine geradezu fanatische Vorliebe für Zahlen und Berechnungen, die ihn zum Beruf des Landmessers trieb, erweckte in ihm die Freude am eignen Besitz. Durch die Erbschaft des Gutes Mount Vernon am Potomac war er einer der größeren Grundbesitzer von Virginien geworden. Hier entwickelte er sich zum echten amerikanischen Geschäftsmann und fleißigen Landwirt, der Freude hat an dem sorgsam gepflegten und flug vermehrten Besitz, dessen wirtschaftliche Unabhängigkeit er durch kühne Erfindungen und industrielle Unternehmungen zu stärken suchte, bis ihn das Schicksal zu anderen, größeren Aufgaben rief. Denn Washington war nichts weniger als ein politischer oder militärischer Streber. Er ließ sich vom Schicksal rufen zu dem Amt, das seiner harrte. Er ist Engländer geblieben in der nüchternen Trockenheit seines Wesens und dem Mangel an Humor wie in seiner fast naiven Gleichgültigkeit gegen die Erlernung fremder Sprachen. Daß er kein Französisch verstand, hat ihn einmal in eine üble Lage gebracht. Im englisch-französischen Kriege mußte er 1754 in dem kleinen Fort Necessity kapitulieren und unterschrieb, ohne zu wissen, was. Nun war ein französischer Leutnant de Jumonville, der angeblich als Parlamentär erschienen war, in einem Gefechte erschossen worden, und Washington unterschrieb ahnungslos, daß jenes Gefecht ein feiger Mord gewesen sei. So ging sein Name plötzlich als der eines „Verräters und Mörders“ durch ganz Frankreich und England — ein hübsches Beispiel französischer Greueltüge. Englisch ist auch seine reservierte Haltung und Steifheit, die Damen gegenüber oft schüchtern wirkte, und die Unbestimmtheit seines Briefstiles, die Furcht, sich zu deutlich festzulegen, die bei ihm allerdings noch nicht den unangenehmen Beigeschmack des englischen „Can't“ hat.

Washington teilte die Tragik seines Geburtslandes, wider Willen gegen das in ihm lebendige Blut der Ahnen sich auflehnen zu müssen. Denn „zu keiner Zeit“, sagt John Marshall, „war das Gefühl der Zugehörigkeit der Kolonien zum Mutterlande stärker als 1763, als der Friede zwischen England und Frankreich zustande kam, das die aufblühenden Kolonien ersticken wollte“. Als Virginier unter englischer Flagge hatte der zweiundzwanzigjährige Oberleutnant seine Heimat gegen die „französischen Fänge“ verteidigt, und es war ein Bruch in seinem Leben, als Washington im Winter 1774 auf 1775 nach hartem innerem Kampfe zwischen der Gebundenheit des Blutes und der des Bodens sich dem Kampf um die Freiheit dieses Bodens verschrieb. Er war so wenig „Rebell“, wie es die Kolonien waren, die nur ihr Lebensrecht gegen die gewissenlose und hochmütige Ausbeutungspolitik des englischen Parlaments verteidigten. Erst als die vom ersten gesamtamerikanischen Kongreß in Philadelphia angenommene „Declaration of Rights“ von London aus als „Rebellion“ zurückgewiesen wurde, erhoben sich die nun einigen Kolonien, und aus dem Engländer Washington wurde der Träger des sich formenden Typus „Amerikaner“.

Durch das Vertrauen seiner Landsleute wurde er mit drei- undvierzig Jahren an die Spitze sämtlicher amerikanischer Truppen berufen — einer Armee, die er erst schaffen sollte!

Es ist nicht leicht zu sagen, worauf die Macht seiner Persönlichkeit sich gründete. Von Ansehen häßlich, durch Pockennarben, eine rote Nase und schlechte Zähne beinahe entstellte, imponierte er höchstens durch seine stattliche und kraftvolle Haltung. Seine Bescheidenheit war auffallend wie seine vermittelnde Ruhe. Aber Wilson sagt mit Recht von ihm, diese Ruhe „sei oft die eines Metalls in Weißglut gewesen, und was er berührte, schlug in Flammen aus“.

Nie hat Washington um den „kleinen Mann“ geworben, den er als politischen Faktor gering wertete, als Menschen hochschätzte. Ihm erschien eine Bändigung der Masseninstinkte durch verständnisvollen Zwang einer Führerelite als Vorbedingung jeder echten Demokratie. Vielleicht ahnte das Volk aus der Ferne eher seine Größe als die Männer seiner Umgebung, wenn die deutschen Bauern in Pennsylvanien ihn zuerst als „des Landes Vater“ bezeichneten und die lieblichen Ehrenjungfrauen in Trenton auf der Delawarebrücke, dort, wo er einst seinen berühmten Übergang durch Eis und Strom bewerkstelligt hatte, 1788 den neugewählten Präsidenten mit dem Spruch begrüßten: „Der Verteidiger der Mütter wird auch der Schützer der Töchter sein.“

Das Geheimnis seines Wesens lag darin, daß er der erste Soldat und der erste Bürger seines Landes war.

Er hatte Sinn für geschichtliches Heldentum; die Büsten Alexanders, Cäsars und Friedrichs des Großen schmückten sein Zimmer. Er war ein geborener Führer, ein Erzieher seiner selbst und daher seiner Soldaten, allein durch sein Beispiel wirkend. Verantwortungsfreudig trat er in allen Rückschlägen des Krieges auch für die Fehler seiner Unterführer in die Bresche, obgleich er wußte, daß ihn als den „Rebellenführer“ bei dem Unglück einer Gefangennahme durch die Engländer der schmachlichste Tod erwartete. Dem Feinde gegenüber kannte er als echter Soldat den Haß nicht, gegen den Verräter aber war er von grausamer Strenge. Man hat gesagt, Washington sei kein glücklicher Feldherr, kein Sieger auf dem Schlachtfelde gewesen. In der Tat hat er mehr Niederlagen erlitten als Siege erstritten. Bei Übernahme des Kommandos rief er aus: „Dies wird der Anfang des Niederganges meines Rufes sein!“ Aber er „vertraute der Vorsehung, daß sein Unternehmen bestimmt sei, einem guten Zweck zu dienen“. In diesem Manne, der kein Frömmel war, lebte ein starker und tatkräftiger Gottesglaube.

Die Aufgabe, die er übernahm, bedeutete nicht weniger als: bewaffnete Landstreicher in Soldaten zu verwandeln. Man kann sich den Zustand der amerikanischen Armee nicht trostlos genug vorstellen. Kaum das Rohmaterial eines Heeres war vorhanden. Gewiß, ein starker Jäger- und Abenteurergeist lebte in den „Riflemen“, jenen Scharfschützen, die in jahrelangen Kämpfen mit den Indianern eine gewisse taktische Gewandtheit des Kleinkrieges ausgebildet hatten, und schießen konnten sie vorzüglich. Sonst aber fehlte ihnen ungefähr alles zu wirklichen Soldaten. Ihre Disziplinlosigkeit, genährt durch einen falschen Begriff von der „Freiwilligkeit des Dienstes eines freien Bürgers“, war grenzenlos. „Die Wege der Milizen“, schreibt Washington an seinen Bruder, „sind wie die der Vorsehung unerforschlich; heute kommen sie und morgen gehen sie wieder.“ Als für Überläufer Galgen errichtet wurden, konnte eine Empörung nur mit Mühe gedämpft werden. Die kurze Dienstzeit genügte nicht entfernt zu taktischer Ausbildung; und da Washington aus Gründen der inneren Politik vor Requisitionen zurückscheute, war die Verpflegung jammervoll und die Begeisterung im Schwinden. Halbe Regimenter liefen nach einer Niederlage, oft unter Mitnahme der Waffen, nach Hause, und Washington mußte im Angesichte des Gegners neue schaffen. Noch schlimmer fast war der Zustand des Führerkorps. Die unteren Offiziere bezeichnete Washington noch 1777 als „uniformierte Schuhpußer“; ein Major mußte gemäßigelt werden, weil er seine Leute für Geld rasierte, ein anderer, weil er Betten stahl. Auch die höheren Offiziere versagten zum großen Teil. Bei Brandywine erlitt Washington eine schwere Niederlage, weil der älteste Divisionsgeneral plötzlich verlangte, auf dem „bevorzugten rechten Flügel“ zu kämpfen, und durch diese Umstellung den ganzen Aufmarsch in Verwirrung brachte. Andererseits entpuppte sich einer der tüchtigsten Führer, General Lee, eine zügellose Raubreifernatur, der im Süden mit Glück



Mit Genehmigung der Neuen Photographischen Gesellschaft Berlin.

Nach einem Gemälde von Emanuel Leutze.

Washingtons Übergang über den Delaware.

gefochten hatte, plötzlich als übler Intrigant, der im Gefecht von Monmouth-Courthouse am 28. Juni 1778 in einer an Verrat grenzenden Weise mit seiner Division zurückging und zum Verluste des Kommandos verurteilt werden mußte.

Damals führte, indem er die weichende Division mit seinen Regimentern aufnahm, die Entscheidung zugunsten der Amerikaner ein ehemaliger preußischer Offizier herbei, Friedrich Wilhelm von Steuben. Die hohe militärische und staatsmännische Begabung und der klare Blick Washingtons für menschliche Größe erweisen sich vorzüglich in seinem Verhältnis zu diesem ehemaligen Flügeladjutanten des großen Preußenkönigs. Es ist doch einmal so, daß der echte Engländer gegen die rassenverwandte, ihm unbequeme Tüchtigkeit des Deutschen eine erstaunliche Abneigung hat, die sich in kühler Überheblichkeit kundgibt, während er der ihm fehlenden oberflächlichen Grazie und Leichtfertigkeit des Franzosen beinahe so leicht unterliegt wie sein deutscher Vetter. Auch Washington hat dem kaum zwanzigjährigen, phantastischen und großsprecherischen Marquis de Lafayette, den der Kongreß gleich bei seiner Ankunft „in Anbetracht seiner berühmten Familie und deren ausgezeichneten Verbindungen“ zum Generalmajor gemacht hatte, zunächst viel mehr Enthusiasmus entgegengebracht als dem nüchternen Steuben. Aber bald erkannte er in letzterem die verwandte Soldatenseele, die nur den einen Ehrgeiz hat, das ihm anvertraute Amt auszufüllen, und er hat ihm sein Vertrauen rückhaltlos bewahrt gegen allen Neid und alle Anfeindungen der einheimischen Offiziere, die sich nicht fähig fühlten, durch Leistungen mit diesem Meister der Organisation und Strategie zu wetteifern, in anglosächsischer Selbstüberschätzung aber seine Überlegenheit nicht anerkannten und daher zu verkleinern suchten. Es ist hier nicht der Platz, die Arbeit Steubens, dieses „Scharnhorsts der amerikanischen Armee“, zu schildern. So viel nur sei gesagt, daß er die Kampfweise der Riflemen, verbunden mit eigenen Erfahrungen in friderizianischen Freikorps, kriegswissenschaftlich ausbildete und so die leichten Infanteriebataillone und ihre Schützenlinien schuf, die später von den französischen Offizieren in ihre Heimat hinübergenommen und von Bona-

parte fortgebildet wurden, um bei Jena die veralteten starren Linien der friderizianischen Truppen zu durchbrechen. So ironisch arbeitet manchmal die Weltgeschichte!

Diesem Manne nun übertrug Washington ein Amt, das der Kongreß extra geschaffen hatte, um einen Agenten seines Mißtrauens gegen den Oberbefehlshaber in dessen eigem Lager zu haben — das des Generalinspektors der Truppen. Das Verhältnis der beiden Männer aber wurde ein würdiges Seitenstück zu den weltgeschichtlichen „Dioskurenpaaren“. Aus dem „Aufpaffer“ Steuben, wie ihn die Neider im Kongreß erhofft hatten, wurde der treueste Kamerad und Bewunderer Washingtons, und dessen rückhaltlose Freundschaft zu dem „eisernen Baron“ konnte erst Steubens Tod 1794 lösen.

Mit unglaublicher Geduld hatte Washington die anmaßende Unwissenheit des Kongresses ertragen, der von einem starken Heere „den Umsturz der bürgerlichen Freiheit“ fürchtete und in naiver Unverschämtheit von Washington gleich bei seiner Berufung erwartete, „er werde nach Beendigung des Krieges ohne Mißbrauch der Gewalt ins ruhige Privatleben zurückkehren“. Als dieser dagegen diktatorische Gewalt verlangte, antwortete der Kongreß mit der Errichtung eines Kriegsamtes, des „Board of war“, an dessen Spitze Washingtons Rivale Horatio Gates trat, und das einen ähnlich lähmenden Einfluß zu entwickeln drohte wie der berüchtigte Hofkriegsrat in Wien. Ja, als Gates am 17. Oktober 1777, kurz nach Washingtons Niederlage bei Brandywine, den General Bourgoigne mit 6000 Mann bei Saratoga gefangen nahm, wodurch Frankreich endlich zur Kriegserklärung an England bewogen wurde, fehlte im Kongreß nur eine Stimme, um Washington seines Postens zu entheben, und ein Generalmajor schrieb, „der Himmel habe sich entschlossen, das Land durch Gates zu retten, ehe es durch einen schwachen General und schlechte Ratgeber ins Unglück gestürzt werde“.

Washingtons Größe als Soldat und Feldherr liegt nicht in seinen Fähigkeiten als Stratege. Wenn der englische General Howe ihn spottend mit einem gehetzten Fuchs verglich, so hatte er nicht unrecht. Mit diesem Heere, das erst langsam durch Steubens Erziehung den gut gedrillten Truppen der Engländer

und ihren weit besseren deutschen Hilfsvölkern (traurigen Ungedenkens!) gewachsen wurde, konnte er keine andere Taktik treiben als die des Fabius Cunctator, des „Zauderers“, als der er oft geschmäht wurde. Er mußte in der Passivität seine Stärke suchen, mußte abwarten, die Pläne des Gegners belauschen und verhindern, ihm auch beim Rückzug auf der Flanke sitzen und nur dann und wann, wie bei Trenton und Princeton, habichtartig vorstoßen. Wenn aber Napoleon den ganzen Krieg eine Lappalie nannte, so konnte Lafayette ihm mit Recht antworten: „Sir, es war der großartigste Einsatz, erkämpft und gewonnen durch Scharmügel von Vorposten und Feldwachen.“

In diesem Kriege, der auf einer mehr als 1500 englische Meilen langen Strecke von kleinen Splitterfronten geführt wurde, forderten die Überwindung grundloser Wege und mangelnder Zufuhr, die Ausdauer gegenüber der Erbärmlichkeit einer erst sich bildenden, ganz im kleinlichen Egoismus steckenden Zivilverwaltung heroischere Aufopferung als die eigentliche Schlacht. Entbehrungen und Ungemach machten den wichtigsten Teil der Tapferkeit aus. In den Elendslagern von Morristown und Valley Forge hat Washington seine größten Leistungen vollbracht, indem er nicht nur ausharrte, sondern durch die Macht seiner Persönlichkeit aus den „Sansculottes“, wie Steuben zuerst die „hosenlosen“ Krieger in Valley Forge nannte, immer wieder Soldaten schuf, und das im Angesichte eines überlegenen Feindes. Er gewann den Krieg dadurch, daß er nicht nur ein Feldherr war, sondern ein Beherrscher im Unglück, ein Held und ein Staatsmann. Im Verkehr mit den anmaßenden französischen Verbündeten, deren geringe Leistungen in keinem Verhältnis zu ihren Ansprüchen standen, im aufreibenden Ringen mit einer vorläufigen Regierung, deren Mitglieder keine Ahnung von diplomatischem Verkehr mit fremden Mächten hatten, entwickelte sich der Staatsmann, der trotz allen Niederlagen aus der Eroberung der Feste Yorktown, dem Meisterstück der Belagerungskunst Steubens, seinem Vaterlande die ersehnte nationale Freiheit als kostbare Beute heimbrachte. Am 3. September 1783 erkannte England im Frieden von Versailles die Selbständigkeit der 13 Staaten auf Grund jener „Unabhängigkeitserklärung“ an, durch die am 4. Juli 1776 vom Kongreß in Philadelphia der Welt eine neue Nation vorgestellt worden war.

Aber eine schwere Aufgabe blieb für den Feldherrn noch übrig, die Überführung des Heeres in das bürgerliche Leben. Wir wissen, welche Anforderungen an Selbstbescheidung und Verzichtleistung dieser Vorgang in jedem Volke verlangt. Wieviel schwerer war der Übergang naturgemäß bei diesem sich erst bildenden Nationalwesen, dessen Bürger durch Religion, Abstammung und Klima durchaus zerspalten waren. Nur die Not und der Haß gegen den Unterdrücker England hatten die Staaten geeinigt; sonst waren der Katholik und der Methodist, der deutsche Ackerbauer, der irische Pflanzler und der englische Baumwollspekulant, der Romane im wärmeren Süden und der Germane im Norden nichts weniger als ein blutsverbundenes Volk. Dazu kam die Machtlosigkeit des vorläufigen Kongresses gegenüber den Einzelstaaten in finanzieller Hinsicht. Als das Heer ohne den verdienten Lohn und ohne die verdiente Ehre entlassen wurde, gründeten die enttäuschten Offiziere eine Ordensgemeinschaft, die sich nach jenem Römer Cincinnatus, der nach Besiegung der Völker und diktatorischer Einigung seiner zankenden Volksgenossen bescheiden zum Pfluge zurückgekehrt war, die „Gemeinschaft der Cincinnati“ nannte. Es entsprach dem schlichten Sinne ihres Ehrenpräsidenten Washington, daß er als ein solcher „Cincinnatus“ auf seinem Gute „leise den Strom des Lebens hinabgleiten“ wollte. Am Weihnachtsabend 1783 ritt er nach mehr als zehnjähriger Abwesenheit als „Bürger“ in Mount Vernon ein. Aber die Nation, die er geschaffen, ließ ihn nicht wieder los; die Freiheit, der er sein Leben verschrieben, verlangte eine lebensfähige und entwicklungsfähige Form des noch

unfertigen Staatswesens, sollte sie nicht durch Anarchie zugrunde gehen.

Mit jugendlichem Eifer setzte sich der ehemalige Feldherr für die Schaffung einer „kräftigen Zentralinstanz“ ein, „die über die ganze Union so viel Macht besitzen müsse wie die Staatsregierungen sie in den Einzelstaaten haben“. Als das Volk ihn rief, übernahm er 1787 den Vorsitz in der Verfassungsgebenden Versammlung, die den Staatenbund in einen geschlossenen Bundesstaat umwandelte, die Befugnisse der Einzelländer stark beschränkte und unter die führende Hand eines mit fast monarchischer Gewalt in der Exekutive ausgestatteten Präsidenten stellte, dem als souverän in der Gesetzgebung der Kongreß zur Seite trat. Washington wurde am 14. April 1789 der erste Präsident. 1793 durfte er in dem nach ihm benannten Washington am Ufer seines Heimatflusses, des Potomac, den Grundstein zum Regierungspalast des „Kapitols“ legen. Aber auch er mußte die Tragik aller großen Former der Weltgeschichte von Cäsar über Cromwell, Friedrich den Großen und Bismarck bis zum Marschall unseres Volkes erfahren, daß schwerer als das Erringen nationaler und völkischer Ziele die Aufgabe ist, diese im Grau des Alltags gegen die Kleinlichkeit der ganz im Allzumenschlichen wurzelnden Interessenkämpfe zu verteidigen. Der Präsident verlor viel von der Volkstümlichkeit, die der Feldherr sich erkämpft hatte.

Unbeirrt durch den schnell einsetzenden Kampf der Parteien, der „Republikaner“ oder Föderalisten, die unter Führung des genialen Finanzmannes Alexander Hamilton für die Stärkung der Zentralgewalt kämpften, und der „Demokraten“, deren sonderstaatliche Tendenzen Washingtons ehemaliger politischer Kampfgenosse Jefferson versocht, warf dieser seine ganze Kraft in die Verfolgung des einen Zieles der Zusammenschweißung der nunmehr „Vereinigten Staaten Amerikas“, das für ihn alle anderen politischen Ideen in den Hintergrund treten ließ. Seine aristokratische Führernatur, das Erbteil seines englischen Blutes, ließ ihn bald in der Freiheitsauffassung der Französischen Revolution mit ihrem schrankenlosen Individualismus nur eine Vernichtung der Ordnung und des Eigentums erblicken, so daß ihm die Übersendung der Schlüssel der eroberten Bastille durch Lafayette, diesen „politischen Tropf“ (niais en politique), wie ihn Napoleon nannte, als eine „Donkischotterie“ erschien. Unter allen Umständen sollte Amerika in dem neu entbrannten Kampfe zwischen England und Frankreich neutral bleiben, nur seine eigne Politik verfolgen.

Jetzt aber rächte sich die Grobherzigkeit, mit der er in seinem Kabinett der Meinung der einzelnen Mitglieder freies Wort gestattet hatte, weil ihm, wie ein Freund sagte, „jeder Neid gegenüber den Talenten anderer fremd war“. Als sein Gesandter in London sich 1795 zu einem für die Baumwollfarmer ungünstigen Handelsvertrage hatte bereden lassen, überfiel ihn die demokratische Presse mit den wütesten Beschimpfungen als „Söldner Englands“ und scheute sich nicht, ihm die Entwendung von 24 000 Dollar für Privatwerke aus der Staatskasse zu unterstellen. Jedes öffentliche Vorgehen erschien dem Helden, der krank vor Gram war, als seiner unwürdig. In einem Briefe nur an Jefferson gab er in bitteren Worten seinem Erstaunen darüber Ausdruck, daß gegen ihn Worte geschleudert seien, „wie sie kaum bei einem Nero, einem notorischen Bankrotteur oder sogar einem gewöhnlichen Taschendieb angewandt würden“.

Hart und einsam wie das Führerschicksal aller wahrhaft Großen wurde so auch das seine. Er lebte eine dritte Wiederwahl 1797 ab und zog sich in die Stille von Mount Vernon zurück. Dort starb er am 14. Dezember 1799.

Sein politisches Testament an die Nation, die er gegründet hatte, war seine berühmte „Farewell Address“, die vor allem das Fernhalten Amerikas von den europäischen Wirren forderte. Sie ist ein Eckpfeiler amerikanischer Politik geblieben bis — zum Eintritt Wilsons in den Weltkrieg!

Held seines Landes.

Sieben Ausschnitte aus dem gleichnamigen Roman von Walter Bloem*.

Der Rebell.

Die Männer waren allein.

In seiner kargen, knappen, scheinbar leidenschaftslosen Art legte Washington seinem Gaste den Standpunkt der Länder, seinen eigenen dar. Der Friede von 1763 habe die gemeinsamen Anstrengungen Englands und der Kolonien mit einem vollen Siege gekrönt und Frankreich vom amerikanischen Kontinent verdrängt. Statt die Kolonien für ihren tapferen Anteil am Siege des Mutterlandes zu belohnen, habe England die erlangte Ellenbogenfreiheit benutzt, um sie zu demütigen, ihre verbrieften Freiheiten zu beschneiden, ihre wirtschaftliche Entwicklung zu drosseln, sie mit einem Netz von Garnisonen zu überziehen. In ihrem Schutze solle ein blutsaugerisches Beamtentum die Unterjochung und Erzwürkung vollenden. Die schroffe Durchführung der Navigationsakte, die Unterdrückung der aufblühenden Industrie, die Stempelakte, das Zollgesetz — lauter Eingriffe des Mutterlandes in das verbriefteste Selbstverwaltungsrecht der Kolonien, grausamer Hohn auf die Befugnisse der provinzialen Assembles!

Der Gouverneur hörte in gesammelter Aufmerksamkeit zu. Er hatte bisher nur aufgeregte Politiker in den Städten seiner Kolonie erlebt. Die explodierten gleich wie Pulverfässer. Dieser hier, der einstige Kriegermann, jetzige Grundbesitzer, war von einer wahrhaft statuenhaften Ruhe. Der machte dem Hofmann weit mehr Eindruck als seine überhitzten Landsleute. Dabei waren es Keulenschläge, die er austeilte:

Die Kolonien vom freien Handelsverkehr mit der übrigen Welt gewaltsam abgeschnitten — England der einzige Markt für ihre Produkte — zugleich das einzige Lagerhaus aller Zufuhren, deren Amerika benötigt. Die aufstrebende Wollindustrie wird rücksichtslos unterdrückt, schon die Aufzucht der Schafe durch rohe Schikane erschwert. In der Heimat des Bibers darf kein Hut fabriziert, im Lande der Quäker und Puritaner keine Bibel gedruckt werden, außer in den Indianer-dialekten . . . Inmitten eines Übersflusses an Eisenerz, Steinkohle, Holz dürfen keine Hochöfen errichtet werden, keine Stahl- noch Hammerwerke. England versorgt uns reichlich mit Sklaven, an denen es Unsummen verdient. Die höchste Aristokratie, das Königshaus selber ist am Handel mit schwarzem Menschenfleisch beteiligt. Warum das alles? Um den Wert der freien Arbeit zu drücken. Und hat ein Neger jemals Kongresse beschickt gegen britische Unterjochung? Dazu nun die direkte und indirekte Besteuerung, ohne daß die Vertretungen der Kolonien auch nur befragt werden — ihre Durchführung wird dem Militär, der Flotte übertragen, die Aburteilung der Übertretungen dem heimischen Richter entzogen, den Admiralsgerichts höfen überwiesen. Eine Jagd auf amerikanisches Eigentum zur See beginnt, als ständen Mutterland und Kolonie im Krieg . . . Ist's ein Wunder, daß mühsam unterdrückter Ingrimm zu furchtbarer Entladung drängt?

„Die Krone hat die Wahl. Entweder läßt sie ihre Kolonien als gleichberechtigt in den Mutterstaat eintreten, verleiht uns Sitz und Stimme im Parlament — oder sie muß uns unterwerfen wie erobertes Gebiet. Sie scheint dazu entschlossen.“

* Mit freundlicher Genehmigung des Verlages R. F. Koehler in Leipzig entnommen dem Roman „Held seines Landes, George Washington im Kampf um die Freiheit Amerikas“ von Walter Bloem. 440 Seiten in Ganzleinen RM. 6.50.

„Und wenn sie es wäre?“ fragte der Brite. Wiederum packte sein herrisches Auge krallengleich das blühende, doch verhaltene des Virginiers.

„Dann freilich, mein Lord — dann würde ich nächste Woche im zweiten Kongress doch etwas mehr zu sagen haben als die bewußten sechs Worte vom vorjährigen — mit denen ich ja dann, zu meinem lebhaften Bedauern — recht behalten würde.“

„Und dann würden Sie den Degen, den Georg der Zweite Ihnen verlieh, gegen den Dritten ziehen? Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie man das nennt.“

„Das nennt man Revolution“, sagte Washington unbeweglichen Gesichtes. „Ich dachte, im St.-James-Palast weiß man, was das bedeutet.“

„Ein Wort, Oberst“, zischte der Gouverneur, „das ich als Beamter der Krone nicht hören darf, ohne jede weitere Aussprache abubrechen. Sie als Offizier Seiner Majestät dürfen es nicht einmal denken, oder Sie haben Ihrem Kriegsherrn die Treue schon gebrochen.“

„Gehe ich aus wie ein Rebell?“

„Weil Sie das nicht tun, Herr Washington — deswegen erschüttert mich diese Aussprache. Es ist weit gekommen. Viel weiter, als man in London sich träumen läßt.“

„Und dennoch schickt man eine Armada mit viertausend Mann, um uns zu bändigen?“

„Uns? Die steifnackigen Bostoner. An euch Virginier hat man nicht im Traum dabei gedacht.“

„Nachdem der Ministerrat die Beschlüsse unseres Generalkongresses verworfen hat? — das Haus der Gemeinen unsere Petition in einem Ausschuß der Vergessenheit begraben? Zweifeln Sie nicht an der Einheit der Kolonien. Man zwingt uns nicht, sie zu betätigen.“

„Man wird sie zu brechen wissen. Oberst, waren Sie jemals drüben — in der Heimat, die doch auch die Ihre ist?“

Washington schüttelte den Kopf mit ruhiger Verneinung.

„Lassen Sie sich eines sagen: Sie kennen England nicht.“

„Und Sie, mein Lord — Sie kennen Amerika nicht.“

„Ich kenne es — aus der Geographie. Aus der Politik — nein.“

„Sie werden es kennenlernen.“

Am grünen Tisch.

Mit glühenden Hoffnungen war Washington in Philadelphia angekommen. Sie wurden bald und gründlich abgeköhlt.

Zwischen fünfzig und sechzig Herren versammelten sich fast täglich um zehn Uhr früh in dem feierlich strengen Saale linker Hand im Erdgeschoß des Staatshauses. Dort präsierte würdevoll und asthmatisch Herr John Hancock, Großkaufmann aus Boston.

Die Debatten der ersten Tage bewegten sich vor allem um das Grundsätzliche.

„Was sind wir denn eigentlich?“ fragten gerade die Besonnensten. „Jede der dreizehn Assembles hat ihren Abgeordneten Vollmachten ganz verschiedenen Inhalts und Umfangs ausgestellt. Wir sind kein verfassungsmäßiges Gebilde. Und ein — anderes wollen wir doch nicht sein.“

„Doch! wir wollen! wir wollen!“ flackerten die Zwischenrufe. Aber keiner fand den Mut, das ominöse Wort auszusprechen.

„Wir haben keine Legitimation, nein —“ sagte Patrick Henry, Washingtons rechtskundiger Freund und Landsmann. „Was schlimmer ist: wir haben keine Macht.“

„Das Schlimmste ist“, rief John Adams, der hiesige Bostoner Advokat, „wir haben keinen Willen, kein Ziel! Wir spielen Verstecken vor uns selber, gestehen uns nicht, daß wir längst viel zu weit gegangen sind, um noch zurückzukönnen! Wir müssen vorwärts, müssen endlich den entscheidenden Entschluß fassen!“

Welchen — das wagte auch er nicht auszusprechen.

Von außen her, aus dem Volk, aus dem Süden sogar, kam ein Anstoß zum Handeln. Aus Charlotte im fernen Nordkarolina ging ein Schriftstück ein, das nicht mehr und nicht weniger war als eine Unabhängigkeitserklärung des Distrikts Mecklenburg. Siebenundzwanzig Deutsche hatten es aufgesetzt: sie sagten sich feierlich von der Krone los.

*

Das streitbare Massachusetts hatte die militärische Entwicklung in Schwung gebracht. Das hiesköpfige Virginien riß die politische vorwärts. Die Burgessees hatten in außerordentlicher Tagung eine „Erklärung der Rechte“ aufgesetzt, die kecklich das Banner der Freiheit entrollte. Nun wußten die virginischen Abgeordneten im Kongreß, daß sie die engere Heimat bedingungslos hinter sich hatten. Am 7. Juni stellte Washingtons Landsmann und Freund Richard Henry Lee den Antrag, der Kongreß wolle beschließen, daß die Vereinigten Kolonien sich als freie und unabhängige Staaten erklären und ihre politische Verbindung mit England lösen sollten.

Das entscheidende Wort war gesprochen. Das nannte sich noch immer nicht Revolution — es war Revolution.

Im Kongreß wüteten Feuer und Wasser widereinander. Auch in dieser Versammlung der „Radikalen“ gab's mehr Nebelseelen als Flammenherzen. Derbe Bauernsäufte dröhnten aufs Rednerpult, aufgestörte Bankiersbäuche lasteten bekümmert drunten in der lauschenden Versammlung. Nervöse Advokaten schleuderten den Paragraphenhagel knatternder Verfassungsentwürfe. Schlotternd rechnende Handelsherren deckten mit Armen und Beinen ihre gefährdeten Geldsäcke. In all dem Wust hockten die praktisch denkenden Köpfe, die Franklin und Jefferson, flüsternd beisammen, skizzierten und feilten schon gelassen an endgültigen Formulierungen herum. Auf seinem Platz im hintersten Hintergrund, ganz nahe bei der Tür, um bisweilen unauffällig Luft schnappen zu können, saß schweigend und angewidert, die großen Hände um den Degengriff gekrampft, Oberst Washington.

Der Obergeneral.

Vom frischen Märtyrerglanz umstrahlt setzt Herr Hancock den Antrag betreffend Ernennung eines amerikanischen Obergenerals auf die Tagesordnung. Nun wird der Kongreß doch endlich wissen, wen er zu wählen hat. In feierlicher Erregung eröffnet er am 16. Juni die entscheidende Sitzung.

Der erste, der sich zum Worte meldet, ist sein eigener Landsmann und Mitkämpfer, der Bostoner Rechtsgelehrte John Adams, dessen vernichtende Philippika gegen die Stempelakte der Opposition der Whigs das erste geistige Rüstzeug lieferte.

Herr Adams holt weit aus. Vor der atemlos lauschenden Versammlung begründet er den Antrag seines Heimatstaates. Der habe das unverkürzbare nationale Verdienst, als erster die Waffen ergriffen zu haben — jetzt stehe es ihm an, den Ruf nach gemeinsamer Tat, gemeinsamer Führung zu erheben.

Des Präsidenten Antlitz rötet sich in ergriffener Spannung. Er fühlt, auf wen sein redogewandter Mitbürger zielt — einzig zielen kann.

Herr Adams umzeichnet mit rascher Skizze noch einmal die ganze Lage: Englands Gewaltherrschaft, Bostons, der Nordstaaten mannhafte Auflehnung, ein Britenheer im Hafen der Stadt gelandet, auf den Höhen ringsum abwehrbereit die Armee der Freiheit, in banger Erwartung der Stunde harrend, da alle die dreizehn schicksalsverbundenen Staaten sich an ihre

Seite stellen, ihr und den verbündeten Truppen in gemeinsamer Not den gemeinsamen Führer geben werden.

Präsident Hancock atmet tief auf: jetzt muß der Name kommen — der einzige, der selbstverständliche...

Herr Adams beobachtet, mitten in seiner Rede, den seltsamen Ausdruck geschmeichelter Spannung auf dem Gesicht seines Landsmannes und Schulkameraden. War's möglich — der geschwollene Wichtigmacher da oben bildete sich gar ein, seine Rede zielte auf ihn? Das — muß man auskosten — genießen.

„Meine Herren!“, fährt er fort, „wir haben einen Mann in unserer Mitte, der, soweit mein schwaches Urteil reicht, einzig und allein der hohen Ehre, die wir zu vergeben im Begriff sind, würdig ist und fähig, die Pflichten, die sie auferlegt, zu erfüllen. Einen Mann, im Kriege wie im Frieden gleich bewährt — vom Vertrauen seiner engeren Heimat bereits seit langer Zeit mit dem Posten des obersten Führers der heimatlichen Milizen betraut, als entschlossener Vertreter des Freiheitsgedankens bekannt, auch wenn er in rühmlicher Bescheidenheit sich eigener Stellungnahme bisher enthielt und das Reden anderen überließ. Ich weiß, es sind aus dem Kreise dieser erlauchten Versammlung andere Namen genannt worden, die Namen zweier Berufsoffiziere, die bisher Englands Schlachten schlagen halfen, nun aber, ich lasse es dahingestellt aus welchen Gründen, ihr Herz für die Sache Amerikas entdeckt und sich ihr zur Verfügung gestellt haben. Meine Herren!, haben wir es nötig, nach solchen Sendlingen der Fremde Ausschau zu halten, wenn wir einen Mann unter uns wissen, wie jener, den ich Ihnen beschrieb? Ich bin gewiß, Sie alle sprechen im Herzen seit langem jenen Namen aus, den ich Ihnen jetzt nennen werde...“

— So, Dicker, jetzt kommt der Todesstreich —

...es ist unser lieber und allverehrter Kollege Oberst Washington!“

Sekunden tiefster Stille. Mit Behagen bemerkt John Adams das grelle Zusammensucken des Präsidenten, sein verzerrtes, fahles Gesicht.

Noch ein anderer ist zusammengezuckt. Donnererschlag, Flammenblitz durch seine Seele: dröhnende Drommeten des Schicksals in seinen Ohren.

Gewaltig Blick und Glieder beherrschend, erhebt sich George Washington, geht ruhigen Schrittes, sporen- und säbelklirrend aus dem Saal. Seine Gegenwart soll keine Meinung stören. Sammlung — Sammlung...

Er durchschreitet den leeren, feierlichen Flur, steigt langsam, schweren Schrittes die Treppe hinauf — tritt in den Bankettsaal droben. Vor wenig Wochen wurde hier das Begrüßungsmahl des Kongresses eröffnet mit einem Toast auf Seine und Ihre Majestät...

Und nun — vielleicht... Obergeneral der Heere Amerikas... der Heere... der Revolution — ?

Zum erstenmal in diesem Augenblick überkommt ihn die ganze Ungeheuerlichkeit der Schickung, in deren Vann er steht, unentrinnbar verstrickt. Ist er nicht im tiefsten seiner Seele — Tory — Loyalist — Royalist?

Aber es geht ja gar nicht gegen den König — es geht — gegen das Ministerium — gegen diesen Narren und Verbrecher North. Der hat den greisen Lord Chatham, den die Weltgeschichte niemals aufhören wird den großen William Pitt zu nennen, aus dem Vertrauen des jungen Königs verdrängt. Ist damit den heiligsten Überlieferungen englischer Freiheit zum Totengräber geworden...

Nein — das ist vorbei... mit so wohlfeiler Ausflucht darfst du dich heute nicht mehr betrügen... Es geht gegen England... England — der König, das Ministerium, das Parlament, das Volk — das alles ist eins.

Eine einzige geballte, riesenstarke, entschlossene Masse. Entschlossen, die Kolonien, die Kolonisten um Freiheit, Britenrecht, Menschenrecht zu betrügen. Sie herunterzudrücken in

die Tiefen, in denen die Schwarzen schwitzen und schuften — die Tiere in Menschengestalt, die Verdienner für anderer Geldsack, die Willenlosen, die Sklaven. . .

Schreit das nicht, brüllt's nicht nach Auslehnung, Aufstand — Revolution —?

George Washington, und du sollst — nicht ein Mittkämpfender, Mitleidender, Mitblutender sein — du sollst der Führer werden? Deinen unbefleckten Namen, dein Mannes- und Menschentum, dein strahlendes häusliches Glück, deine Liebe einwerfen in dieses Titanenringen, das nun anheben muß — zwischen Tochterland und Mutterland?

Das Winterlager.

Immer tiefer sank das Dunkel.

Es war, als habe das Volk die Armee vergessen.

Ein Wunder mußte kommen — sonst war's aus mit Kampf und Hoffnung. Mit einem Haufen halbnackter, ausgehungelter Strolche führt man keinen Krieg. Also — Winterquartier. Wo? — dicht am Feind. Der mag, scheint's, auch nicht mehr. Hat sich in Philadelphia warm und weich eingebettet. Raum daß er noch für der Mühe wert hält, durch gelegentliche Streifen sich zu überzeugen, wo wir eigentlich stecken.

Einer der Generale, Sohn dieses Landstrichs, schlägt als Unterschlupf einen Höhenzug vor, der sich über dem Schuylkilltal aufbaut, dort, wo der Valleybach von Süden her sich in den Fluß ergießt. Rund zwanzig Meilen oder dreißig Kilometer ist's von dort bis Philadelphia. Also ließe sich der Feind bequem im Auge behalten. Ein sanft ansteigendes Hügelgelände, von dessen Gipfeln der Blick die Ebene weithin beherrscht, fast bis zur Stadt — die selber freilich hinter kahlen Höhenkämmen sich versteckt. Vor der Front windet sich der Schuylkill, den linken Flügel deckt der Creek. Hier ein paar Batterien und Redouten hinauf — und die natürliche Festung ist fertig.

Ja — und das wäre also — Valley Forge. —

Sieht verdammt wenig vertrauenerweckend aus.

Just hier, in dieser Wald- und Wassereinöde, auf schneeüberpudertem Geröll, wird das Zelt des Oberkommandierenden aufgeschlagen. Der Soldat macht schiefe Augen. Hier bleiben? Hier — Winterquartiere?, doch wohl nur ein schlechter Witz.

Nein. — Die Brigaden werden über die ganze Hochfläche verteilt, von der großen Straße, die nach Phoenixville und Morristown führt, bis über die Kuppe hinaus. Genauer Befehl kommt: Blockhütten bauen, vierzehn zu sechzehn Fuß, aus Baumstämmen, Rigen mit nassem Lehm ausschmieren, Dächer aus Planken und so weiter und so weiter. . . Sind die da oben denn verrückt? Vor allem, wie war's mit Essenempfang? Hauptmann — gibt's heute nichts zu essen?

Die Hauptleute zucken die Achseln. Nichts befohlen. Wird wohl mal wieder nichts herangekommen sein.

Nein — es ist nichts herangekommen. Seit ein gewisser Herr zum Chef des Kriegskommissariats ernannt worden ist, kommt überhaupt nichts mehr heran.

Die Kommandente der Divisionen und Brigaden stiefeln zum Stabszelt:

„Euer Excellenz — unsre Leute sterben uns buchstäblich unter den Händen!“

Verzweifelt starrt Washington den treuen Männern ins Gesicht. „Ich habe nichts, meine Herren.“

„Was noch nicht zu schlapp ist, droht mit Meuterei!“ warnt der wackre Greene. „Woran liegt's denn eigentlich? Daß der Kongreß uns hier verrecken läßt, ist doch undenkbar! Wo bleiben denn die Transporte? Das Kriegskommissariat kann sie doch nicht allein auffressen?“

„Nein — aber vielleicht rutschen sie aus Versehen in gewisse weite Taschen“, knurrt Harry Lee von der „Leichten“, der hitzige junge Kommandeur der Nachhutkavallerie.

„Reden Sie den Leuten gut zu!“ sagt der Chef. „Ich hab' nichts, nichts.“ Es klingt wie ein heiserer Jammerschrei. „Guten Abend, meine Herren!“ —

An diesem Abend hockt der Oberstab in finsternem Schweigen um den runden Tisch im großen Zelt, auf dem eine einzige Kerze brennt, flackernd im Dezembersturm, der durch den Vorhang segt.

„Ja, kleiner Lafayette, das haben Sie sich auch anders vorgestellt, wie, als Sie aus Ihrem schönen Heimatland übers große Wasser fuhren, um die Schlachten der Freiheit mitzuschlagen?“

„Ganz anders, Euer Excellenz“, sagt ehrlich und erschüttert der schlanke Franzose.

Hamilton hatte inzwischen abseits am Schreibtisch wie ein Verzweifelter über den Stärkemeldungen der Brigaden gerechnet und gerechnet. Das — konnte doch unmöglich stimmen. . . Es stimmte.

„Darf ich Euer Excellenz die Präsenzstärke der Armee — aber es ist furchtbar. Zerschmetternd ist es.“

„Los. Kopf in den Sand stecken hilft nichts.“

„Abgang an Leuten, die infolge von Krankheit, Mangel an Schuhen oder buchstäblicher Nacktheit völlig dienstunfähig herumliegen: zweitausendacht-hundertachtundneunzig Mann. Gesamtstärke an diensttauglicher Mannschaft rund achtausendzweihundert.“

Washington preßte Lippen und Zähne zusammen. Sein Mund, vor zwei Jahren von Daseinswonne, Besitzerstolz, Heimatglück geschwellt, war ein harter, grader Strich.

„Achtausendzweihundert — natürlich ausschließlich der zweitausend Mann Verstärkung, die vorgestern von der Nordarmee zu uns gestoßen sind?“

„Einschließlich dieser Verstärkungen, Euer Excellenz.“

„— Dann müßten wir also in den zwei Monaten seit Germantown — ungerechnet die noch vorhandenen, aber dienstuntauglichen Leute — zweitausend Mann Abgang gehabt haben?“

„So ist es.“

„Und diese Jammerhorde soll ich durch den Winter schleppen?“ brach Washington aus. „Und wenn der Frühling kommt — dann soll ich die zersetzten, verhungerten Menschen gegen wider Britanniens satte, ausgeruhete, geschulte Truppen führen? Einen wilden Haufen tapferer Bagabunden — gegen eine Armee! Um noch einmal zu erleben, daß sie sich mit dem Mut der Verzweiflung in die Bajonette, wider die Kartätschen werfen, um wie eine Hammelherde zusammengestoßen und geschossen zu werden, auseinanderzusprißen, auszureißen? Hat das einen Sinn? Kann ich das noch länger verantworten?“

Die Jünglinge schwiegen, in Grauen und Mitgefühl erstarrt.

Washingtons Haupt sank auf die Brust. Ein Laut kam aus den Tiefen seiner Seele — ein Laut, wie keiner ihn je von ihm gehört hatte. Kein Schrei, kein Stöhnen, kein Fluch. Eine Klage, so abgrundgrausig, so sterbenssehnüchlig — den jungen Männern schossen glühende Tränen in die übermüdeten Augen.

Es war ganz still im Zelt. Nur der Winterwind winselte um knatternde Wände.

Langsam, mit den Bewegungen eines uralten Mannes stand George Washington auf. Durch die erstarrte Schar seiner Getreuen schritt er zum Vorhang, in die schneedurchschauerte Nacht hinaus.

. . . Im matten Lichte des wolkenumhangenen Mondes dehnte sich gen Norden die Ebene, raunten die schollentreibenden Fluten des Schuylkill. Gen Süden stieg der Höhenzug, dünn bewaldet. Überall, vom fahlen Schnee in dunklen Massen abgehoben, schlummerten die Soldaten, zu formlosen Klumpen zusammengeballt, zu dreien und viieren unter einer Decke verkrochen. Aus der Nähe und Ferne stieg, das dumpfe Röhren der tausend und tausend schweren Atemzüge über-

brandend, wie ein ferner Orkan anschwellend und sinkend, aus tausend und tausend winterwunden Männerbrüsten aufsteuchend, aufbellend ein markdurchrüttelndes Husten.

George Washington stieg über die verkümmerten Beine todgleich schlummernder Menschen, weiter, immer weiter, bis er die Hügel aus frostverklammtem Menschenfleisch und nässe- und schmutzdünstenden Kleidersegen hinter sich hatte. Hier, hart am Saum des fahl aufglitzernden Flusses, hier tat er, was er nie getan hatte — er sank in die Knie, trostverlassen, sterbensmatt. Etwas zwang ihm die nervös flatternden Finger zu krampfiger Verschlehtung ineinander.

„Du da oben!“ schrie seine Seele, „was hast du mit mir vor? Laß mich's wissen — ich versteh's nicht mehr! Soll alles, alles umsonst gewesen sein? Begeisterung und Opfermut, das Sterben der Tausende, das Elend der Millionen — alles, alles umsonst? War ich ein Narr? Ich habe geglaubt, du hättest dem Menschen den aufrechten Gang und die himmelan gerechte Stirn nicht darum verliehen, daß er sich unter die Peitsche der Mitternachtsknechte ducke, winselnd auf dem Bauche kriechen wie Hundegeschmeiß! Wolltest du, daß auf dem jungfräulichen Boden dieses unerschlossenen Weltteils Männer wachsen? Ich, ich weiß es nicht mehr!“

Troßig hob er sich auf. Stand sturmundstiebt, reckte mit grimmiger Beschmörung die riesigen Arme zum Himmel.

„Bist du der Gott der Sklaven und Memmen oder bist du der Gott der Starken und Freien? Ich muß es wissen! Gib mir ein Zeichen, du da oben!“

Er schloß, es war nicht Bitte mehr, es war der Aufschrei eines Titanen, der Wolken spaltet, der das Psalmmodieren von Legionen Engeln übergelst, sich Bahn bricht zum Ohr des Unerreichbaren:

„Amen —!“

Nicht gebeugt, nicht in sich zusammengesunken, wie er gekommen — hoch und starr stampfte er zum Zelt zurück, ein wandelndes Steinbild.

Hamilton schoß ihm entgegen: „Euer Erzellenz — ein Privatkurier aus Portsmouth.“

„Portsmouth? Was ist Portsmouth?“

„Ein Seehafen an der Küste von New Hampshire.“

„Wer denkt an uns — in Portsmouth? Öffnen und lesen Sie, Hamilton.“

Ein Brief, gefaltet, mit großem Wappenschild gesiegelt, mit einer seltsam steifen, aufrechten Handschrift adressiert.

„Französisch!“ sagte Hamilton. „Das übersetzt wohl am besten der Marquis.“

Lafayette dolmetschte:

„Mein Herr, es ist der Gegenstand meines höchsten Ehrgeizes, Ihrem Lande alle Dienste zu erweisen, die in meiner Macht stehen, und mir den Titel eines amerikanischen Bürgers zu verdienen, indem ich für die Freiheit Ihres Landes fechte.“

„Hm“, knurrte Washington verächtlich, „die Tonart kennen wir. Wieder so ein verkrachter Glücksritter aus Europa. Haben genug von der Sorte. Weiter.“

„Wenn die ausgezeichneten Dienstgrade, die ich in Europa inne hatte, ein Hindernis sein sollten —“

„Wird was Recht's gewesen sein —“, warf der Chef dazwischen. Lafayette übersetzte weiter:

„— so ziehe ich es vor, unter Euer Erzellenz als Freiwilliger zu dienen —“

„Auch schon dagewesen — aber nur ein einziges Mal!“ sagte Washington aufgehellten Antlitzes, mit einem Lächeln zu dem Vorleser.

„— als ein Gegenstand der Unzufriedenheit zu sein für verdiente Offiziere, die sich unter Ihnen bereits bewährt haben. So darf ich hoffen, daß der hochehrenwerte Kongreß der Vereinigten Staaten von Amerika meine Dienste annehmen wird. Euer Erzellenz sind die einzige Person, unter der ich künftighin einen Beruf ausüben möchte, dem ich mich ganz gewidmet habe, nachdem ich dem König von —“

Lafayette stutzte einen Augenblick. Es war, als stiege etwas wie Ablehnung, Feindseligkeit, Haß in ihm auf. Er zwang es

ritterlich nieder, vollendete, unwillkürliche Ehrerbietung in der Stimme:

„— nachdem ich dem König von Preußen gedient habe.“

Es ging wie ein Ruck durch den kleinen Kreis. Wie fernes Schmettern verwehter, nie verklingender Siegfansaren. Washington fühlte, wie ein feierlicher Schauer ihm über den Rücken rann. War das die Antwort — aus jenen Höhen, zu denen sein troßiges Flehen emporstürmt?

„Lesen Sie zu Ende, Marquis.“

„Ich bin im Begriff, mich nach Boston zu begeben. Ich habe Empfehlungen an Herrn Hancock, Mitglied des Kongresses. Dort werde ich die Ehre haben, Euer Erzellenz Befehle zu erwarten.“

Mit der Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung habe ich die Ehre zu zeichnen als Euer Erzellenz ganz gehorsamster

Friedrich Wilhelm Baron von Steuben,
Königlich Preussischer Generalleutnant a. D. weiland
Generalquartiermeister und Generaladjutant Seiner
Majestät König Friedrichs II.“

Preussischer Drill.

„Eins zwei, eins zwei, eins zwei... Verfluchte Klotzköpfe, wollt ihr die Beine strecken! Eins zwei, eins zwei — Nase aus dem Dreck, der Rotkopf, nicht so blöd mit den Armen schlenkern! Sie — he, Duponceau, was heißt Rhinoceros auf englisch? So — schön, also Sie reinösseröb!“

Starr vor Staunen, festerend in ihre Mäntel gewickelt, stehen General Washington, sein Stab, ein halbes Duzend Generale, ganze Rudel virginischer, pennsylvanischer, newjerseyer Milizsoldaten und sehen zu, wie der königlich preussische Generalleutnant außer Diensten Baron Steuben zu Fuß, ein Gewehr unterm Arm, seine ausgesuchten hundertzwanzig Mann aufschwänzt gleich einem Sergeanten. Im Stochschritt patschen sie durch den spritzenden Januarschnee, einer hinterm andern drein wie die Gänse, immer gleichmäßiger, mechanischer, nicht Menschen mehr, auf Draht gezogene Spielzeugpuppen. „Eins zwei, eins zwei, eins zwei —“ schnauzt der Baron, „Herr du mein Heiland, welcher Teufel hat mich nur verdammt, aus euch Urwaldbüffeln Soldaten machen zu müssen? Schläft nicht ein, Kerls — na, ich werd' euch mal munter machen! An den Grezierschuppen, marsch marsch! Zurück, marsch marsch! So, ihr Hammel, ich werd' euch die Hammelbeine schon lang ziehen! Eins zwei, eins zwei, eins zwei...“

Zur Abwechslung, damit die Finger der Linken am Gewehrskolben, die ausgestreckt pendelnden rechten Pfoten nicht steif werden — etwas „Griffe kloppen“...

„Stillgestanden! Faßt das Gewehr — an! Gewehr auf — Schulter! Zum Schuß — fertig!“

Eine Knarre poltert in den Schnee.

„Hundssoß, elender! Den Profosen sollte man rufen, daß er Ihnen fünfundzwanzig über den Blanken zieht. Aufheben, Mensch! Das ist kein Stück Holz und Eisen, das läßt man nicht auf die Erde fallen wie eine Mistgabel, das ist ein Heiligtum, das ist Ihre Braut, Mensch, haben Sie's begriffen? Die packt man nicht mit Zimperpfoten an wie einen Busch Brennesseln, der greift man um die Taille wie beim Tanz. Die hegt und pflegt man, daß sie nur so lacht und strahlt — die nimmt man mit ins Bett, da schläft man mit, verstanden?“

Das alles in einem tollen Durcheinander von englischem Rauderwelsch, französischem, deutschen Brocken... Der stämmige Mann, bei Punsch und Tabak so gemessen und behäbig, hier auf dem Drillplatz brodelnd und faucht er wie ein Kochkessel überm Birakfeuer, die steifgewicksten Lockenrollen über den Ohren hüpfen bei jedem Ruck und Zuck, bei jedem Griff, den er höchst eigenhändig, ganz Sergeant, seinen Opferlammern vor-macht, es hüpfen im Ausschnitt der weißen Lederweste das fürstlich hohenzollern-hechingensche Komturkreuz, an seiner Brust flimmert der Stern des Ordens der Treue, im Knopfloch am orange-weißen Bande der Rote Adlerorden von Preußen.

Die amerikanischen Zuschauer stehen fassungslos. Heißt das nicht, den Menschen zur Marionette, zur Maschine herabwürdigen? Und mit solchen Automaten will der Baron die Schlachten der Freiheit schlagen?

„Müssen abwarten und ihn gewähren lassen“, sagt Washington achselzuckend. „Kommt aus einer guten Schule.“

Am Nachmittag tritt der Baron in dienstlicher Haltung ins Geschäftszimmer. Das ist — seit Weihnachten — nicht mehr im „Kleinen Zelt“ untergebracht. Einem Müller namens David Poll hat der Stab sein Häuschen abgemietet, ein winziges, zweistöckiges steinernes Gebäude, nicht fern dem zugefrorenen Schmelzkanal.

„Nun, lieber Baron, haben Sie sich ein bißchen bei uns umgesehen?“

Der Baron winkt Herrn Duponceau heran, seinen Sekretär und Dolmetscher, den Franklin ihm in Paris angeworben hat. Der ist so gewandt, beider Sprachen so glänzend kundig, daß es fast ist, als sprächen Chef und Kriegsfreiwilliger — mehr ist der Baron ja nicht! — von Mund zu Mund miteinander.

„Euer Erzellenz“, sagt der Preuße, „ich bin einfach entsetzt. Ich fasse nur das eine nicht: daß Sie bei diesen Zuständen zwei Jahre lang sozusagen Krieg haben führen können.“

Washington ist ein wenig verlegt. „Man hat getan, was man konnte. Erklären Sie sich.“

„Was Sie Ihre Armee nennen, Euer Erzellenz, das ist die miserable Kopie eines schlechten Originals. Von allen Armeen der Welt ist die englische die jammervollste — wenigstens was die Organisation anbetrifft.“

„Hm. Immerhin hat sie die Fahnen Großbritanniens über den Erdbreis getragen.“

„Gegen Gelbe, Rote und Schwarze, zugegeben, Euer Erzellenz. In Europa hat sie meistens Prügel gesehen. Mit uns Preußen hat sie vorsichtigerweise gar nicht angebanden. Die englische Politik hat stets verstanden, sich einen Festlandsdegen zu sichern. Im Krieg der sieben Jahre waren wir's. Alles was recht ist: sie hat uns gut bezahlt.“

Washington winkte ab. „Sie haben recht mit allem, was Sie sagen, Herr von Steuben. Aber vergessen Sie nicht ganz: wir haben schließlich dann und wann doch sozusagen auch einmal — Siege errufen.“ Er sah den Besucher ruhig und herrscherhaft an.

Steuben ihn. Der Glanz dieses blaugrauen Auges schien ihm seltsam vertraut. Hatte nicht mit solchem Blick der große König bisweilen einen Unerfahrenen zur Ordnung gerufen?

„Diese Siege, Euer Erzellenz, wären unerklärlich, wenn — eines nicht wäre.“

„Nämlich?“

„Sie.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„General Washington — ich lebe erst vierzehn Tage in Ihrer Gegenwart. Doch ich darf und muß es Ihnen sagen: Was das neue Amerika geworden ist, geleistet hat, das dankt es Ihnen — Ihnen allein. Sie — sind Amerika. Sie haben Mitarbeiter — Helfer keinen. Daß die Vereinigten Staaten nicht längst ein Kinderspott der Welt geworden sind — daß diese Armee, in Hunger und Fieber, noch immer zusammenhält und all dies Unerträgliche trägt, all dies Unmögliche möglich gemacht hat — das ist Ihr Werk.“

Noch immer hielt Washingtons Blick, ins Innerste bohrend, das Auge des Preußen fest. Ein Schmeichler, ein Heuchler auch der?

Nein. Der nicht.

„Ich danke Ihnen, Baron. Ich denke, wir werden arbeiten können miteinander. Sie verstehen vieles, was uns fehlt. Wir sind bereit zu lernen. Sie haben überall Zutritt. Sehen Sie sich an, was Sie zu brauchen meinen. Dann bitte einen schriftlichen Plan für die nötigen Reformen!“

„Zu Befehl, Euer Erzellenz. Wenn ich nur fürs erste mit

meinen Hundertzwanzig weiterarbeiten darf. Die sollen Sie mal in vierzehn Tagen sehen!“

Der Befreier.

Lafayette war eben zur rechten Zeit gekommen, um einen der größten Augenblicke der amerikanischen Geschichte mitzuerleben.

Am Morgen des 5. Mai war Washington wie stets mit seinem Stabe zu den Exerzierplätzen hinausgeritten, um sich an dem täglichen Fortschritt der Manövrierfähigkeit seiner Kadres zu freuen.

Mit einemmal erhob sich dahinten im Lager ein ungeheures Jubelgetöse. Es schwoll näher und näher. Wildes Flintengeknatter mischte sich hinein. Alle Bande der Disziplin schienen gerissen im wütenden Laumel der Begeisterung.

Aus den Zeltegassen quoll's heraus auf den Drillanger: alle Regimenter, alle Waffengattungen, alle Dienstgrade vermischte in tollem Durcheinander — inmitten Bauern aus der Umgegend, Frauen, Kinder, Volk und Heer verschmolzen im gleichen Überschwang des Erlösungs- und Hoffnungsglücks. An der Spitze ein berittener Kurier — in einer fremden Uniform.

Lafayette schrie auf:

„Euer Erzellenz — ein Franzose!“

Er brauchte den Gaul nicht zu spornen. Von selber schoß das edle Tier dem Landmann entgegen.

Washington hatte Mühe die getreue Magnolia festzuhalten. Ein Standbild saß er da, tief und ruhig atmend.

Gerettet — Amerika gerettet.

Im Lauffschritt aus allen Himmelsrichtungen rasten die Soldaten der Freiheit heran. Jede Ordnung hatte sich gelöst. Eingekesselt in den entfesselten Schwall der Seinen, so empfing George Washington aus den Händen des Sendboten Seiner Allerchristlichsten Majestät König Ludwigs des Sechzehnten den Vertrag, der das Bündnis Frankreichs mit den Vereinigten Staaten von Amerika besiegelte. —

„Jetzt wünsche ich mir nur noch eins“, sagte Washington an diesem Abend. „Ich habe ein kleines Geheimnis vor Ihnen, meine Liebste. Unser junger Freund Lafayette feiert heute seinen Triumph, und unser zweiter getreuer Helfer steht im Schatten. Auch ihm hab' ich eine große und wohlverdiente Ehrung zgedacht. Mehr verrate ich nicht. Hoffentlich trifft sie noch rechtzeitig ein, damit ich sie ihm morgen abend beim großen Freudenbankett überreichen kann.“

*

Festtag in Valley Forge! Nicht eine schwüle, hysterische Orgie mit Mummenschanz und verlogener Symbolik wie drunten die „Mischianza“. Ein Männerfest — Soldatenfest.

Der Tag begann mit einem riesenhaften Feldgottesdienst. Alle Brigaden standen in Paradeaufstellung auf ihren Alarmplätzen. Einer jeden predigte ihr eigener Feldkaplan.

Raum war das letzte Amen verklungen, da klirrten Kommandos, erstarrten die Fronten. Auf dem großen Exerzierplatz rückte die Armee zu weitgespanntem Viereck zusammen. In seine Mitte sprengte nun der Oberbefehlshaber mit seinem Stab.

Ringsum die ansteigenden Höhen sind besetzt mit unabsehbaren Scharen des Landvolks, der Bürger aus den Nachbarstädten. Sie hatten das letzte Korn, den letzten Strohballen mit ihrem Heere geteilt: nun wollten und sollten sie nicht fehlen am Tag der Freude und Hoffnung.

Pfeifen- und Trommelflag ertönt. Drei auserlesene Divisionen sollen heute festlich und vorbildlich zu Ehren des Tages, zu Ehren des verbündeten Frankreich manövrieren. Sie führt ein General des Großen Friedrich von Preußen. Ihre Führer heißen: Stirling, de Kalb, Lafayette. Ein Brite, ein Deutscher, ein Franzose. Europa, der Muttererdbteil, sendet dem freiheitsringenden, dem glückbegnadeten Tochterkontinent als Führer und Vorkämpfer die Auslese seines Blutes. So war's von

Anbeginn, so wird es bleiben, solange diese werdende Nation noch fremder Führer bedarf.

Steubens erzene Herrenstimme schmettert die längst nun vertrauten englischen Kommandos. Nicht ein Rudel halbnackter Abenteurer, ein Heer im vollen Schmuck des bunten Waffenkleides folgt seinem Befehl, wie ein Uhrwerk der beschwingenden Feder. Jeder Griff klappt, als hätten die Dreitausend nur einen Kopf und zwei Äuße. Die schwierigsten Evolutionen und Aufmärsche gelingen fehlerlos. Zum Schluß läßt der Baron die Divisionen am östlichen Schmalssaum des riesigen Rechtecks in Bataillonsfronten hintereinander aufmarschieren. Die Regimentsmusik vereinen sich zu einem einzigen messingblinkenden Bläserkorps. Jetzt treten Trommler und Pfeifer an, das Wecken schrillt. Ein Paukenschlag — der Parademarsch setzt ein. Der Yankee-Doodle, das alte raue Soldatenlied aus dem Franzosenkrieg...

In weitem Abstand hinter der Musik Baron Steuben — noch immer ein Freiwilliger ohne Kommission und amerikanischen Dienstgrad... Noch immer? Mit Lächeln fühlt George Washington in seiner Brusttasche ein Dienstschreiben des Kongresses knistern... Jetzt senkt sich des Preußen Degen- spize vor dem Chefkommandeur.

Und nun — die Divisionen.

Amerikaner? oder die Potsdamer Wachtparade, die Siegerin des Krieges der sieben Jahre? Die Armee jenes Königs, der als einziger neutraler Potentat den englischen Werbbern gegen Amerika das Betreten seines Landes verboten hat?

Wie mit dem Lineal gezogen defilieren die Fronten vor ihrem Feldherrn vorüber. Im strammen Stechschritt, dem Wegebahner der preussischen Siege. Es senken sich die Degen der drei Divisionskommandeure: des Engländers, des Deutschen, des Franzosen...

Über dem allen schweben zwei flügeltrauende Genien: Hoffnung mit dem Ölweig, fackeltragend die Göttin der Freiheit.

Am Abend ist das ganze Lager ein einziges riesiges Bankettzelt. Sein Dach der sternbestückte Majenhimmel. Viel zu trinken gibt es nicht. Was aus den Pfeifen qualmt, das ist, im Tabaklande, nicht viel Besseres als gedörrtes Brombeerlaub... Die Begeisterung muß das Beste tun.

Am Offizierstisch heßt ein Toast den andern. „Lang lebe der König von Frankreich! Hoch die befreundeten europäischen Mächte! Hoch, dreimal hoch die Vereinigten Staaten von Amerika!“

Jetzt schlägt der Oberbefehlshaber ans Glas.

„Mein lieber Baron Steuben, ich will nicht viele Worte machen. Dieser Tag ist Ihr schönster Lohn für alles, was Sie bis heute für uns taten. Ihre gründliche Kenntnis unseres Handwerks, der Eifer, den Sie seit dem ersten Tag im Dienst entfaltet haben, das alles beweist, welch ein Geschenk der Sache unseres Landes in Ihrer Person beschert worden ist. Im Auftrage des Kongresses überreiche ich Ihnen das Dekret über Ihre Ernennung zum Generalinspektor der Armee der Vereinigten Staaten mit dem Range, der nach dem Aufbau unseres Dienstgradsystems Ihrem Rang von drüben entspricht: mit dem Rang eines Generalmajors.“

Held seines Landes.

Washington war nicht heimgeritten. Er schloß, in seinen Mantel gewickelt, den Kopf zwischen den Wurzeln eines Maulbeerbaumes gebettet, inmitten der Reserven. Die bivaktierten in Gefechtsordnung, Gewehr im Arm.

Geschützdonner weckte ihn. Kam von jenseits des Flusses. Gloucester Point also doch im Gefecht? Der Sturm der Nacht flaute ab. Über dem zerfetzten Zeltlager, den Wällen, dem Flußtal fahle Dämmerung. Jetzt griffen auch dort, wo die Linien der Belagerer an den Fluß stießen, die französischen

Batterien zur Linken, die amerikanischen zur Rechten in das grollende Morgenkonzert ein. Die Adjutanten kletterten in die Beobachtungsstände, hoben ihre Gläser.

Eine Stunde erregten Wartens. Jeder fühlt's bis in die letzte Hirnfaser: Jrgend etwas kommt — ein neuer, rasender, blindwütiger Ausfall — oder —

Um zehn Uhr läuft's vorn die Gräben entlang, ein Mund jubelt's dem andern zu, die nassen, frierenden Bataillone springen aus dem Schlamm, es wird ein Schrei, ein Sturm:

Die weiße Flagge! — die weiße Flagge!

Endlich treten sie vor den Oberbefehlshaber: ein Trommler, der das Parlamentärssignal schlägt, ein Sergeant mit einem Lanzenstiel, an dem ein weißes Handtuch flattert, ein Kapitän mit einem Brief. Washington liest ihn unbewegten Gesichts. Lord Cornwallis bittet um vierundzwanzigstündigen Waffenstillstand. Von hüben und drüben möge ein Offizier abgeordnet werden, um wegen der Bedingungen für die Übergabe der Stellungen von Yorktown und Gloucester zu verhandeln.

Bewegungslos harret die Suite, in dicken Massen ringsum die Soldaten, Weißröcke, Blauröcke, Bauernblusen. Jetzt hebt der General das Auge. Kein Muskel in seinem Gesicht regt sich. Dennoch — jeder Blick begreift, jedes Herz jubelt auf: die Kapitulation...

„Vierundzwanzig Stunden? Bedauere, Kapitän. Melden Sie Seiner Lordchaft: Ich erwarte binnen zwei Stunden schriftliche Vorschläge. Bis dahin fällt kein Schuß.“

Der Engländer will noch etwas fragen. Starrt in George Washingtons erzenes Gesicht. Salutiert. Geht.

Hinter ihm brandet ein Jubel auf, braust mit rauschendem Flügelschlag über die weite Hochfläche wie der Sturmwind der letzten Nacht. Von Gräben zu Gräben, von Batterie zu Batterie.

„Hornist: die Herren Kommandeure zum Kriegsrat! Hamilton — Sie reiten zum Grafen Rochambeau, bitten Seine Exzellenz persönlich zu mir!“

Die Bedingungen waren höchst ehrenvoll, dem ritterlichen Geiste des Jahrhunderts und Washingtons Milde gemäß. Die Garnisonen Yorktown und Gloucester übergeben sich dem General Washington als dem Chefkommandeur der verbündeten Armeen. Alle Kriegs- und Transportschiffe dem Grafen de Grasse als Chefadmiral der französischen Flotte. Die Landkräfte gehen in amerikanische, die Seeleute in französische Kriegsgefangenschaft. Die Offiziere behalten ihr Seitengewehr und werden auf Ehrenwort, nicht weiter kämpfen zu wollen, nach Newyork oder nach Europa entlassen.

Am Mittag kam's heran von der Stadt her.

Ein Marsch von Trommeln allein. Die besiegte Armee. Die Fahnen eingerollt, Pfeifen und Musikkapellen schweigend in der Kolonne. Prachtvoll sahen sie aus, die Briten. Frisch eingekleidet aus den Magazinen. Die Augen starr gradaus, Gewehre geschultert, stramm ausgerichtet.

Zu ihrem Empfang bereit, in mächtigem Doppelspalier beiderseits der Abmarschstraße, Front einander zugekehrt, standen die verbündeten Armeen. Die Franzosen, des leise tröpfelnden Herbstregens ungeachtet, in blinkender Parade-montur. Neben jeder Fahne die munter schmetternde Regimentsmusik.

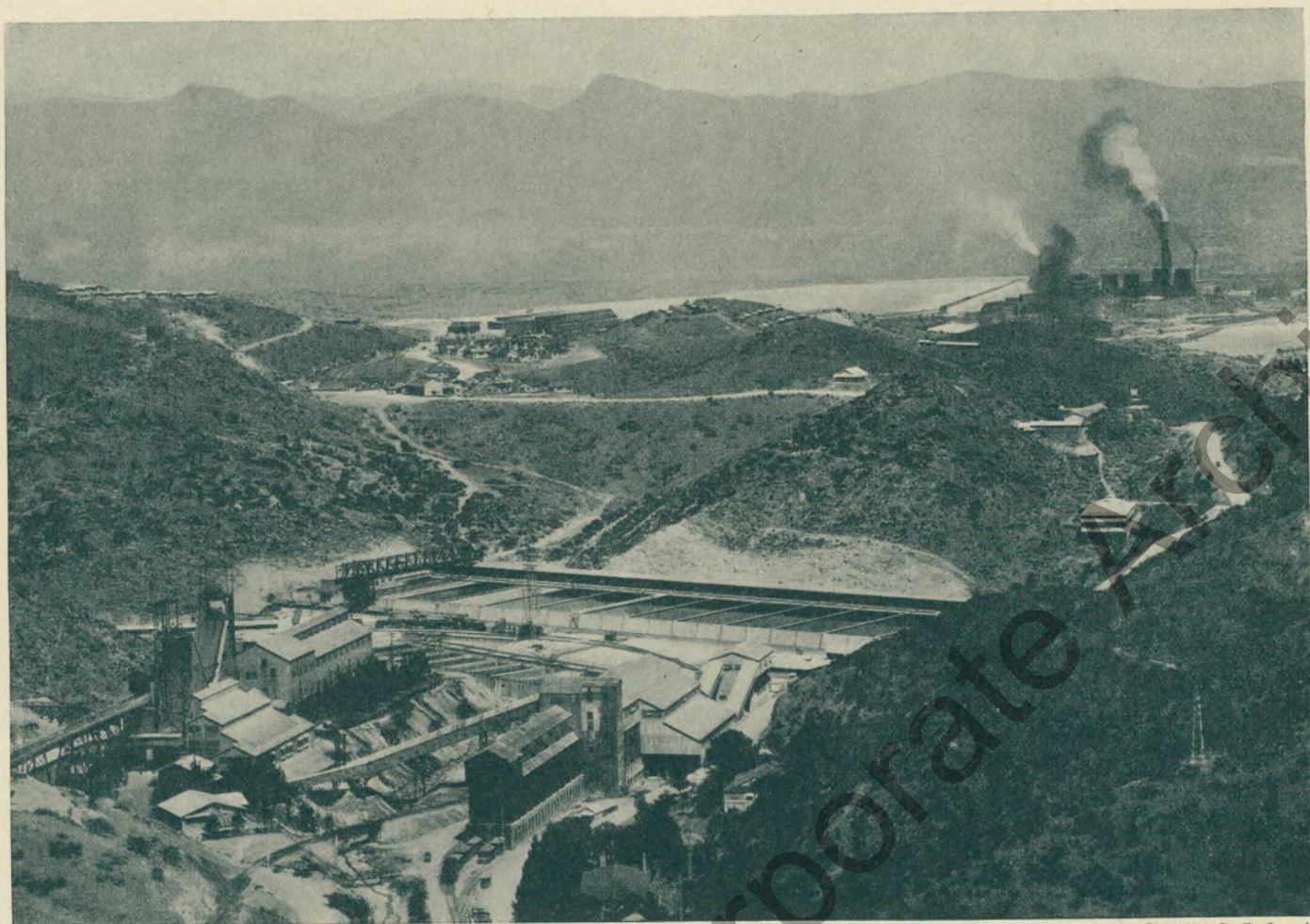
Und drüben die Söhne der Freiheit — zwei Drittel in abgewetzten, wettergebleichten Uniformen, der Rest noch immer in der gestickten, zerschlossenen Tracht ihres Werktags. Washington hatte sich seiner Landsleute nicht zu schämen. Hüben wie drüben: Soldaten.

Er klopfte dem Baron auf die Schulter:

„Ihr Werk, lieber Steuben!“

Der Preuße salutierte:

„Ihr Geist, George Washington.“



Die Grube, aus der ein Viertel der Weltkupferförderung stammt.
Die Kupfergrube „Inspiration“ in Arizona. (Im Vordergrund Schacht und Wäsche, hinten rechts die Schmelzöfen.)

Lichtbild: D. E. Hoppé.

Werkstudent im wilden Westen.

Aus dem Tagebuch eines jungen Deutschen.

Von Ernst Stolper.

VII. Wunder der Wüste.

Copyright by Paul List, Verlag, Leipzig.

Phantastische Fahrt.

Ich hatte nur eine dunkle Ahnung, wo Inspiration lag: irgendwo in der Nähe von Miami-Globe im Zentrum Arizonas. Und Phönix lag auch im Zentrum Arizonas. Nun ist Arizona ein Staat, so groß wie Preußen. Da ist das Zentrum ein weiter Begriff, wenn man kein Geld hat. Aber in Amerika, wenigstens im Westen, sind 100 bis 200 Kilometer nicht viel.

Die Fahrt Los Angeles—Phönix war phantastisch. Wir fuhren mit dem schweren Lastwagen bei hoher Geschwindigkeit ununterbrochen von morgens 11 Uhr bis nachts $\frac{1}{2}2$ mit zwei ganz kurzen Unterbrechungen. Dann war von $\frac{1}{2}2$ bis $\frac{1}{2}5$ Uhr sogenannter Schlaf im Freien, und weiter ging's ohne jede Pause, bis wir nachmittags gegen $\frac{1}{2}4$ in Phönix ankamen. Das war echt amerikanisch. Diese Eiltransporte werden außerordentlich hoch bezahlt, aber jeder einzelne ist eine Rekordfahrt: etwa 800 Kilometer in etwa 24 Stunden, mit Pausen in knapp 29 Stunden.

Die Straßen sind fabelhaft, ein breites, behagliches, schnurgerades Betonband, ein Wunder, das ich nie müde wurde anzustaunen. Man muß sich einmal klarmachen, was das bedeutet, Hunderte von Meilen weit Zement in die Wüste

zu schaffen, um eine Straße zu bauen. Abwechselnd mit dem Chauffeur steuerte ich das Auto. Es ist freilich etwas anderes, einen Lastwagen zu fahren als ein leichtes Personenauto. Aber meist lag er selbst auf dem Steuerrad, ruhig, konzentriert und schweigend, die Zigarre im Mundwinkel, ein Meisterwerk von Nerven und Ausdauer. Er sagte, er könne genau so gut selbst fahren wie zusehen. Aber 24 Stunden hintereinander, das ist schon eine Leistung.

Seltsam ist das Land, das wir in dieser Zeit durchquerten: die Wüstenlandschaft Südostkaliforniens und Arizonas. Kalifornien ist wohl der landschaftlich schönste und klimatisch glücklichste Staat der Union — Arizona schien mir der eigenartigste und für den Europäer fremdeste und eindrucksvollste: Arizona ist Wüste. In den sechs Wochen, die ich in der Bergwüste Mittelarizonas, in Inspiration, lebte, ist mir die Wüste ein großes Erlebnis geworden. Sie hat ihren eigenen Pulsschlag, ihre Philosophie, sie formt Menschen. Seit Arizona gibt es für mich drei große Landschaftsformen: das Hochgebirge, das Meer — da liebe ich besonders die umbrandete Felsküste — und die Wüste.

Das Hochgebirge mit seinen schneeleuchtenden Zinnen, mit

den großartigen, lebendigen Gletschern, mit dem Gegensatz von Gipfel und Tal, mit seiner Sonne und seinen Stürmen ist der Ausdruck höchster Vitalität. Der Bergsteiger ist unkomplizierte Energie, sonnig, aristokratisch, heidnisch. Das Meer mit seinem Rhythmus und seiner Endlosigkeit, mit seinen düsteren Wolken und der ungebärdigen, zähen Kraft der Brandung hat seine Melancholie. Die Wüste lehrt einen die Philosophie des Orients verstehen. Sonne, ewige Sonne, ist ihre Voraussetzung, Unendlichkeit in Zeit und Raum ist ihr Wesen. Berggipfel lassen sich erstürmen — die Wüste ist unbezwinglich, erhaben über menschliche Geschäftigkeit. Ihre Kargheit beruhigt, konzentriert und macht den Menschen philosophisch, die Wüste stimmt religiös. Ist es Zufall, daß ein Christus, ein Johannes der Täufer, ein Mohammed auf ihrem Boden heraneiften? Südkalifornien ist die Ausgangsstätte immer neuer religiöser Schwärmer, Propheten und Heiliger.

Los Angeles liegt an sich schon in der Wüste, denn an der ganzen Südküste Kaliforniens regnet es fast nie. Erst Menschenhand und -verstand haben das Land durch künstliche Bewässerung zu einem der reichsten Gärten der Erde gemacht. Wo man hinspuckt, da sieht man es sozusagen schon grünen und blühen. Was müssen wir armen Teufel uns mit gutem und schlechtem Wetter plagen und mit Sommer und Winter? Südkalifornien hat immer Frühling. Wer Sommer haben will, mag landeinwärts gehen in die Mohave-Wüste, wo Datteln und Agaven blühen; wer Schilaulen will, fährt ein paar Bahnstationen ins Gebirge, 2000 bis 3000 Meter hoch, und ist im Bergwinter; wer als Landmann Regen für die Felder braucht, öffnet seine Bewässerungskanäle und benezt das Land selbst; und wer Sonnenschein wünscht, nun, der kommt in Südkalifornien immer zu seinem Recht. Sonnenschein ist denn auch die ganze Philosophie des Kaliforniers, des stets optimistischen, tatkräftigen, diesseitigen, im schönsten Sinne heiteren Lebenskünstlers. Das Leben in Kalifornien hat für den Deutschen etwas Berausches und entspricht darin dem Leben in Italien. Aber es ist uns doch zu fremd: auf uns wirken all der Sonnenschein, all die Blumen und all die heitere Schönheit betäubend und nach einiger Zeit flach. Man sehnt sich einfach wieder nach Sturm und Wolken, nach dem Wechsel von Sommer und Winter und auch nach ernstern Menschen, statt des ewig heiteren, problemlosen „keep smiling“, der ewigen Prosperity und Glückseligkeit des Kaliforniers. Denn schließlich können die Götter Glück ja nur schenken, wenn es mit Leid gepaart ist.

Die Gartenregion um Los Angeles zieht sich bis San Bernardino hin, dem Zentrum der Apfelsinenkultur. Hier lebt alles von Apfelsinen, atmet Apfelsinen. Der Boden ist aufs intensivste ausgenutzt, denn die kostspielige Bewässerungsanlage und der hohe Wasserpreis gestatten nur konzentrierten, hochwertigen Anbau. Döstlich von San Bernardino wird es dürrer, und bald hört die künstliche Bewässerung ganz auf. Man steigt auf etwa 600 Meter und kommt damit über den flachen San-Bernardino-Paß, der die gleichnamige Gebirgskette überquert. Im Norden sind die Berge in dunkle Sturmwolken gehüllt, im Süden erheben sich vertwegene Felsriesen, ihr Kamm ist frei und schneegekrönt. Hinter uns liegt das Paradies des blühenden kalifornischen Wohlstandes — vor uns, wo wir jetzt hinabfahren, beginnt ganz unvermittelt die Wüste. In breiten Serpentinien schlängelt sich die Straße hinunter auf eine glühendheiße Ebene von kahlem, vegetationslosem, sonnenglastendem Geröll und Sand. Hier und da sieht man selbstame Kakteen und den für die Mohave-Wüste typischen, sonst nirgends vorkommenden Joshua-Baum, einen Grasbaum, ähnlich den australischen Grasbäumen, etwa mannshoch, mit buckligem, fransigem, armdickem Stamm, als Krone ein Grasbüschel, manchmal zwei oder drei Grasbüschel an den Ästen. Die theatralisch gewaltigen Felswände des Gebirges sind zauberhaft beleuchtet im Spiel von Sonne

und Schatten. Sie scheinen auf einer dunstigen Staubwolke über der Wüste zu schweben. Auf diesem Sand liegt wie eine Riesenschlange die Betonstraße, das amerikanische Wunder. Hundert Meilen weit wohnt hier kein Mensch. Aber ein Riesenverkehr gleitet auf dem Betonband dahin und vermittelt zwischen Ost und West dieses riesigen Landes.

Die Amerikaner haben ihre eigene Poesie, und sie verstehen meisterhaft, sie anzubringen. Wenn in der Wüste nichts wächst, dann pflanzt man eben etwas, und wenn es Reklameschilder sind. — „Holla!“ — „Oh, Boy!“ sagen die ersten zwei Schilder. Eine Meile weiter: „Oh, wie heiß!“ — „Wollen Sie sich erfrischen?“ — „Badeteich am Gasthaus X.“ Oder eine Reparaturwerkstatt bereitet einen meilenweit darauf vor, daß sie Zündkerzen zu verkaufen hat. Ein anderer hat frische Datteln oder gebratene Hühnchen.

Hier gibt es keine bleichenden Kamelknochen an der Karawanenstraße, sondern Haufen von Autotrucks. Ist man doch in Amerika! Alle 50 bis 60 Kilometer hat sich eine Tankstelle aufgetan, deren Besitzer hier draußen wohlhabend wird. Er lebt in einer Bude aus Kistenbrettern und Konservendosenblech. Aber daneben steht ein blinkendes Auto, sein ein und alles. Er verkauft Benzin, Öl, Wasser für 5 Cent das Glas, Datteln, Apfelsinen, Eier, denn die Wüste gehört seinen Hühnern. Solche Leute trifft man dann in Santa Barbara wieder, im Smoking im El-Pateo-Restaurant, fabelhaft tanzend. Davon hat man hier in der Wüste so lange, lange geträumt. Schließlich wird man mit der Zeit reich, wenn man jeden Tag Geld einnimmt — mag es auch nur ein bißchen sein — und dabei doch nie etwas ausgeben kann.

Die Wüste ist voller Gegensätze. Sonne und Schatten zeichnen sich scharf gegeneinander ab, trübe Tage gibt es nicht. Tag und Nacht lösen einander ab ohne Dämmerung. Am Tage ist es glühend heiß, die Nächte sind oft bitter kalt. Und auch tagsüber kann zuweilen ein empfindlich kühler und hier noch besonders kalt empfundener Sturm blasen, ungehemmt von Bergen oder Vegetation. Die paar Lamariaken sind oft sturmergeraust. Dann der Gegensatz von völlig flacher, weicher Ebene und bizarrer Felsbildung an den steilen, unwegsamen Bergrücken. Die Wüste ist schön, verträumt, weit und wundervoll. Aber sie ist tückisch und unbarmherzig in schattenloser, wasserloser Hitze, und ihre Entfernungen täuschen. Da und dort sieht man vertrocknete Bachläufe, die mit einer Salzkruste bedeckt sind. Dieses Salz leuchtet in der Sonne täuschend ähnlich wie verheißendes Wasser — eine gefährliche Fata Morgana, die im Death Valley, dem „Tal des Todes“, weiter nördlich, schon vielen das Leben gekostet hat. Oh, von der Wüste läßt sich erzählen! Es ist wie mit den Bergen, mit der See. Wer einmal die Wüste erlebt hat, kann sie nicht vergessen. Er muß sie lieben, muß immer Heimweh haben nach seiner Wüste. Jeder, den ich in Arizona traf, liebte sie. Die Stadt mag kulturelle, soziale, materielle Vorzüge bieten, mehr Abwechslung, alles mögliche. Aber die Wüste bietet: die Wüste; das ist genug.

Man müßte in der Wüste wandern oder auf dem Maulesel reiten, um sie voll zu erleben. In der Wüste erst lernt man religiösen Fanatismus begreifen. Immer wieder sieht man, mit ungelentken Buchstaben an die Felsen gemalt, Bibelsprüche und Mahnungen zur Buße: „Kehre um und folge Jesus!“ — „Du bist sündig, aber Jesus liebt dich!“ Ein Land, das so arm und trostlos ist, läßt den Menschen seine ganze Hilfslosigkeit und Abhängigkeit einer höheren Macht gegenüber empfinden. Und die eintönige Endlosigkeit bringt keinen neuen Gedankenstoff, sondern läßt einen immer wieder den gleichen Gedanken nachhängen. Hier in der Mohave Desert wohnen bekannte Religionsfanatiker, immer wieder erstehen da neue Sekten. Hier weiß jedermann seine Legenden zu erzählen von Heiligen, von Narren, von solchen, die in der Wüste wahnsinnig geworden sind.

In Arizona.

Um Mitternacht polsterten wir über die Coloradobrücke. Arizona, Wüstenstaat, sei begrüßt! Ein Stück den Fluß hinab schimmern ein paar Lichter. Das ist Yuma an der mexikanischen Grenze. Paßkontrolle erübrigt sich, da der Chef den grimmigen Grenzbeamten mit dem schwarzen Knebelbart kennt. Mexiko! Das könnte jetzt meine zweite Devise für die Amerikafahrt sein: Atlantik—Pazifik — zwischen Kanada und Mexiko!

Weiter ging die Fahrt durch die Nacht. Um Yuma herum ist unerbittliche Sandwüste. Im Scheinwerferlicht sah man die hohen Ketten aus losem, weißem Flugsand, fein geribbelt und gewellt — Wanderdünen. Die Straße gilt hier wegen der zuweilen meterhohen Sandverwehungen als gefährlich und muß dauernd von einer Art Schneepflug freigebaggert werden. Wir jagten dahin bis um ½2 Uhr morgens. Nach Mitternacht erschien der große, herrlich buttergelbe Mond. Zum erstenmal überfleckten wir bald hinter Yuma eine der Gebirgsketten, die als häßliche granitene Drachen über der Wüste liegen. Noch in der Nacht zitterte die Luft von ausstrahlender Wärme. Erst gegen Morgen wurde es windig und bald empfindlich kühl. Auf dem wilden, in die Felsen gemeißelten Paß war es bitter kalt, und das Mondlicht machte die Felsen grauenvoll starr und leblos. Hier sah ich zum erstenmal den für Arizona berühmten Randelaberaktus, den Saguaro, eine manns hohe, manchmal bis fünf Meter hohe Kaktussäule mit mächtigen Stachelwülsten und etwa so dick wie eine Telegraphenstange. Er verzweigt sich in halber Höhe in zwei, drei, fünf und mehr Arme, meist drei, die das ganze Gebäude wie einen mächtigen Armleuchter erscheinen lassen. Dieser Kaktus ist Arizonas offizielle Staatsblume, er ist typisch in seinem Landschaftsbild und kommt fast nur dort vor.

Yuma mochte 100 Kilometer hinter uns liegen; wir hatten noch keine menschliche Siedlung getroffen. Jetzt lag plötzlich ein Haus vor uns, und wir fuhren vor. Es war ein einstmalig ganz ansehnliches Bretterhaus, anscheinend eine ehemalige Benzinstation. Denn sonst wüßte ich nicht, warum man hier ein Haus in den Sand bauen sollte. Türen und Fenster waren eingeschlagen, die Türfüllungen ausgebrochen. Mit ihnen hatte man Feuer gemacht und Kaffee gekocht. Eine Konservendose stand noch neben der Feuerstelle zu weiterem Gebrauch. Das zerbrochene Haus war schon ganz verlandet; langsam fällt es der Wüste zum Opfer. Mein Freund, der Chauffeur, sah nach seinem Auto, nach den Reifen und der Batterie. Dann holte er schweigend zwei Pferdedecken hervor, kletterte auf die Ladung, schob die einzelnen Risten und Kästen zurecht, wickelte sich in seine Decke, kam nochmal herausgefröhen, rückte die Risten nochmal anders und zog Jacke und Stiefel aus. Dann schnallte er den ewig geladenen Revolver ab, zog den Kragen seines Wollweaters über die Ohren, spuckte, sprach einen grimmigen Fluch, legte sich hin und fing ohne weiteres an zu schnarchen.

Ich hatte das mit ehrfürchtigem Schweigen beobachtet und hatte im stillen erwartet, eine Decke abzukriegen. Daran dachte aber ich allein. So schnüffelte ich noch einmal um das geisterhaft einsame, eingefallene Haus und luftwandelte dann noch eine Weile über den knirschenden Sand, zu diesem und jenem Kaktus oder Dornenstrauch, und streckte meine Glieder nach der langen Fahrt. Dann stellte ich fest, daß im Osten gerade der erste leise Hauch von Silber aufkam. Ich holte mit der Fußmatte vom Führersitz des Autos, buddelte mir eine sanfte Höhlung und legte mich in den noch warmen Sand.

Diese Nacht war wundervoll in ihrer unerhörten Einsamkeit und mit der Endlosigkeit der fahlen nächtlichen Sandfläche, darüber der zauberhafte Sternhimmel, der doppelt soviel Sterne zählt wie in Deutschland. Nur ein fernes, fernes gleichmäßiges Pochen hörte ich. Zitterte das Auto leise, oder war es der Rhythmus der Erde? Ich lauschte lange — dann merkte ich, daß es mein Pulsschlag war.

Als ich aufwachte, war es kühl und etwas windig, und als ich mich aufrichtete, kroch gerade der dicke, rote Feuerball der Sonne über den flachen Sandhorizont, ein unbeschreibliches Bild. In Minuten ist aus Nacht lichter, greller Tag geworden, und kaum über den Horizont sich hochziehend, gibt die Sonne schon erstaunliche Wärme. Die Berge in der Ferne nehmen schnell ihre unbarmherzige glutrote Farbe an, die in den blauen Himmel beißt. Ringsum liegt das grenzenlose Sandmeer und darüber Inseln von gigantisch aufeinandergefürmten Felsen wie schimmernde Eisberge. Der Sand um mich herum lebt, er ist in steter Bewegung. Der Wind treibt ihn die von eigentümlichen Furchen gerietten Dünen hinauf, auf deren Rücken er in der Sonne wie Schnee glitzert. Jenseits rieselt er hinab — wandernde Dünen!

Im Mittelpunkt dieser Welt stand ein schweres Lastauto, „Kalifornien—Arizona, Eilfracht“; neben dem Auto, ein wenig höher und breiter, das kleine Haus mit hohlen Fenstern. Ringsum das Nichts. Doch — neben dem kleinen, einsamen Haus stand eine noch kleinere Hütte; wahrhaftig, ein Fokus in der Wüste — damit keiner „es“ sehen sollte. Schön, also flüchtete auch ich mich dorthin. Aber erschrocken prallte ich zurück. Stand doch da am Türchen in eindringlichen Buchstaben: „Mensch, du sündigst. Kehre um zu Jesus!“ Ein heiliger Einsiedler muß es gewesen sein, der sich hier diese Stätte der Einker erbaut hat und von Heuschrecken und Kaktusfeigen gelebt haben muß.

Mit der Sonne war auch der „Chef“ auf seinem Wagen erwacht. Er schüttelte sich, spuckte in die Hände, nahm eine neue Zigarre, kurbelte den Motor an, und wortlos brausten wir los, ostwärts. Die Straße war nur noch ein Sanddamm; wir fuhren mit halb aufgepumpten Reifen, um nicht so stark einzusinken.

Je weiter wir kommen, desto mehr überwiegen die Baumwollfelder. Nur in Arizona und Kalifornien werden die Baumwollfasern so lang wie in Ägypten. Bisher mußte man für Autoreifen, Treibriemen usw. diesen Long Staple Cotton von dort einführen, aber heute bestreben sich das Salt-River- und das Imperial-Valley, den Import auszufalken.

Wie entsteht solch ein Paradies in der Wüste? — Zunächst stellt man ein Bretterfundament in den Sand und spannt eine Zeltbahn darüber als Sonnenschirm. Das ist das Farmhaus. Daneben stehen zwei bis fünf Autos: Zeit ist Geld in der Wüste. Um das Land urbar zu machen, fährt zunächst ein schwerer Traktor mit einer Egge über den Kaktus. Im leichten Sand ist dieser schnell ausgerissen. Er wird mit Dornen und Gestrüpp auf Haufen gefahren und verbrannt. Dann kommt ein ganzes Heer von Traktoren und Tellerspflügen, von Walzen, Erdschaufeln und Eggen. Man plant den Boden. Das muß peinlich genau gemacht werden, sonst funktioniert die Bewässerung nicht. Nun zieht man mit Pflug oder Bagger Bewässerungsgräben und -rillen. Die Hauptgräben erhalten Schleusen und werden nötigenfalls zementiert oder mit Stahlblechrohren ausgelegt. Es dauert meist ein Jahr, das Land so weit vorzubereiten. Aber da es ja keine Winterpause gibt, wird man zum Frühling schon fertig, und Baumwolle oder Gemüse kommt in den Boden.

Mit der Zeit sind Telephon und elektrische Kraftleitungen an der Straße entlang gewandert. Auf dem Dach des Zelthauses hat sich womöglich schon eine Radioantenne eingenistet. Und — was haste, was kannte — haben da die Zimmerleute ein feines Farmhaus auf die Felder gesetzt, auf denen gestern noch der liebe Gott Kakteen zog. Ein paar Jahre weiter, und statt Baumwolle allein hat man allerlei Abwechslung, vor allem ein Schwein und ein paar Kühe, Hühner und vielleicht Schafe. Ein Stück Iowa oder Dakota oder Minnesota ist in die Wüste versetzt.

In der Ferne aber träumen über dem frischen Grün kahle, in der Hitze flimmernde Bergketten. Was mögen sie von ihrer alten Partnerin, der Wüste, denken? Man wird in diese Berge ein-

dringen und sie nach Kupfer, Silber und Blei umgraben. Man wird die Cañons abdämmen und das wilde Wasser der paar Regentage stauen und sachte zu Tal geben. So etwas haben die alten Ehrwürdigen sich wohl nicht träumen lassen.

Da bläst der ewige, heiße Wind noch über die Weite und möchte spielen mit dem leichten Sand. Aber nicht mehr hier auf den grünen Wiesen und Feldern! Wo die Wüste noch lebt, da spielt er noch sein altes Spiel: Wolken von Staub und Sand ziehen dahin, und ab und an wandern neckische Windhosen von hundert Meter hohen Sandtrichtern über die Ebene, oft mehrere zugleich. Ja, das ist so üblich in der Wüste. Doch im Salt-River-Tal hat sie ausgespielt. Da lebt und lebt ein Garten Eden. Für wie lange? Ein Erdstoß, der den mächtigen Roosevelt-Damm zerstört, wie vor zwei Jahren den St.-Francis-Damm, und die Wüste ist wieder Herr im Haus. — Aber man würde einen neuen Damm bauen . . .

Werkstudent auf „Inspiration“.

Nachmittags gegen drei Uhr liefen wir in Phönix ein. So, das wäre geschafft! „G’bye!“ war das einzige, was mein Freund zum Abschied sagte. Was war da auch viel zu sagen? Es war ja alles klar, und er war müde. Er hielt noch nicht mal richtig an, als er mich absetzte.

Nach einiger Zeit griff mich ein mexikanischer Schlachterwagen auf. Heidi! In ein paar Minuten war ich in Miami. Das Ziel war erreicht: Los Angeles—Miami! Noch am Nachmittag versetzte ich meinen Photo und aß mich erst einmal satt. Mit dem Rest des Geldes bezahlte ich ein Bett und schlief den Schlaf des Gerechten. Ich war so dankbar für des Lebens elementarste Bedürfnisse: schlafen und essen.

Noch war ich nicht gerettet. Neue Probleme tauchten auf. Ich stand an der Pforte des Paradieses — nun mußte ich noch hineingelangen. Ich hatte einen salbungsvollen Einführungsbrief an den Herrn Generaldirektor der großen Inspiration-Kupferminen-Gesellschaft: Junger deutscher Student sucht sich zwecks Sammlung praktischer Erfahrung im Betrieb der Inspiration Copper Co. zu „informieren“. Aber wie sollte ich den Herrn erreichen in meinem Aufzuge?

Ich besah mich von oben bis unten: schmutzige blaue Arbeitshose, unordentliche Jacke, altersgraues Sporthemd ohne Schlips, Schuhe, in denen ich schon halb auf blanken Fußsohlen lief. Gepäck hatte ich nicht mehr, seit der Photo versetzt war. Mit Koffer war ich schon seit einem Vierteljahr nicht mehr gereist, und was ich seitdem als „Gepäck“ noch gehabt hatte: ein Hemd zum Wechseln usw., war inzwischen bis zur Unkenntlichkeit „verwittert“ und über Bord geworfen. Nein, so war kein Staat mit mir zu machen!

So studierte ich zunächst die Stadt und brachte die Leute in Erfahrung, an die ich mich wenden mußte. Da gab es einen „Christlichen Verein junger Männer“, das gesellschaftliche Rückgrat der amerikanischen Gemeinde. Das Arbeitsamt lag da und da, und bei der Gesellschaft war Herr H. der Mann, den man sprechen mußte, wenn man den Generaldirektor selbst nicht erreichen konnte. Die Wohnmöglichkeiten waren denkbar dürrig in einer Stadt, deren Bevölkerung zu achtzig Prozent aus Mexikanern besteht. Es handelte sich darum, einen Mittagstisch und eine Schlafstelle auf Kredit bis zum nächsten Lohntag zu finden; fernerhin einen Besuchsanzug zu borgen ohne Geld und ohne Pfand. Ich machte mich mit den Schneidern und Althändlern bekannt und stellte fest, daß ich sechs Dollar brauchte, um einen „neuen“ Anzug zu erstehen, oder drei, um einen zu borgen. Doch sollte ich ohne Schneider noch billiger dazu kommen.

Als nächstes ging ich zum Werkarbeitsbüro. Eine Schlange von Mexikanern lungerte davor herum. Ich hatte die nötige Frechheit, einfach hinten ins Büro zu gehen und meinen wunderwirkenden Brief vom Präsidenten der Anaconda Copper Co. vorzuweisen: ob ich wohl unter Tage eingestellt

werden könne? — Ich wurde als Schlepper angenommen, ziemlich die primitivste Arbeit im Bergwerk, aber sie war ja nur vorläufig, bis ich mich dem Gewaltigen vorgestellt hatte. So bekam ich die „Marke“, einen Ausweis, der das Wichtigste im Bergwerkscamp ist, denn er bedeutet Kredit im ganzen Städtchen. Damit bekam ich ein Zimmer, bekam im Kasino zu essen und war gerettet.

Mein Zimmer war eine verlaute Bude im Ledigenheim, das den poetischen Namen „Aldernest“ führte. Wirklich, der war berechtigt. An einen Granitfels angeklebt, befand es sich hoch über der fremdartigen Gebirgslandschaft. Miami liegt 1700 Meter hoch; Inspiration, die Werksiedlung der gleichnamigen Kupfergesellschaft, liegt auf dem Berge, noch ein Stück höher. Ich hatte einen zauberhaften Blick über die Berge, über die Wüste und die gewaltigen Schacht- und Aufbereitungsanlagen der Inspiration- und der Miami-Gruben.

Mein Kumpel im Ledigenheim besaß einen blauen Anzug. Nicht, daß er mir sonderlich gepaßt hätte, aber es ging im Notfall, und ich kam mir sehr schön vor. Auch Schuhe hatte er und ein Hemd, denn er war ein vornehmer Herr. Am Nachmittag machte ich Besuch beim Herrn Generaldirektor. „Well“, sagte er, als Schlepper sei ich angenommen? Ich finge wohl besser in der Längerei an und „beschäftigte“ mich im Labor. Und im Aldernest wohnte ich? Well, ich würde doch besser im Dormitory schlafen. Also fing ich Mittwoch, den 1. April, an zu arbeiten.

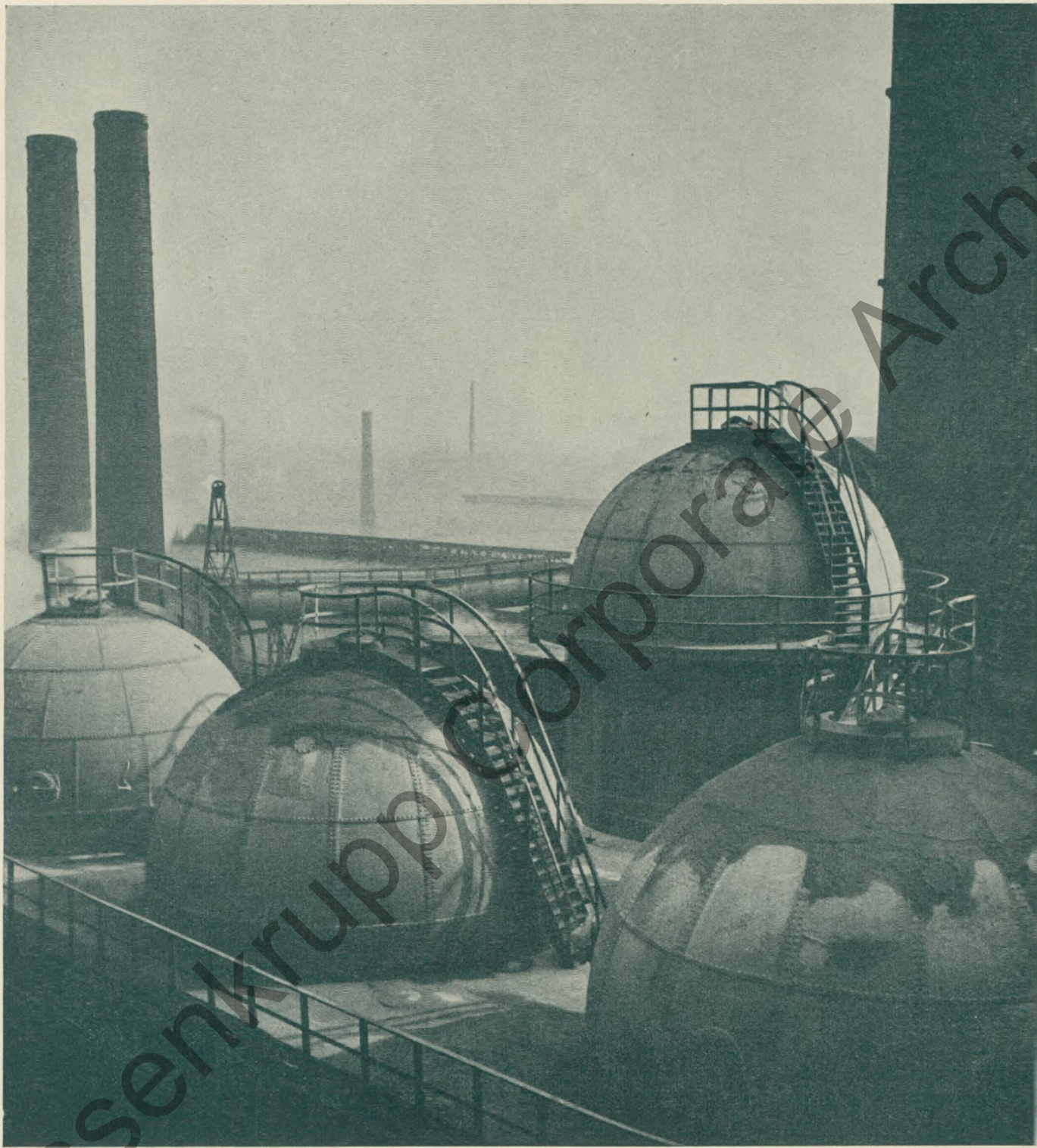
Nach der Schicht gab’s was zu essen — wahrhaftig, jeden Tag gab’s jetzt was zu essen, dreimal täglich! Jede Nacht schlief ich in einem Bett! Ich zog sogar um, vom romantischen, aber verlauten Ledigenheim mit der schönen Aussicht in das Beamtenheim mit der feinen Gesellschaft, und schlief meistens auf der Loggia unter dem herrlichen Sternenhimmel.

Der erste Lohntag.

Am ersten Lohntag ging eine magische Veränderung mit mir vor: die Trümmer meiner schweren Stiefel verwandelten sich in schicke gelbe Halbschuhe, die blaue Arbeitshose in geckenhafte Knickerbocker nebst noble Rock; ich kaufte mir Wäsche, Strümpfe, Mütze und Schlips. Ich zog mich gleich im Laden um und ließ mein ganzes altes Zeug dort. Dann ging ich zum Juden und löste meinen Photo wieder ein und forderte aus Los Angeles, wo ich sie in grimmer Not versetzt hatte, meine beiden Schlipsnadeln zurück, das traditionelle Schlägel und Eisen, das ich mir in meiner ersten Bergmannszeit gekauft hatte, und das geliebte Goldstück von der Homestake.

Nachdem ich so den alten Adam abgestreift hatte, ging ich mit meinen neuen Freunden die Mainstreet entlang. Ich sagte wieder einmal, mein „Gepäck“ sei inzwischen nachgeschickt worden — und ließ mich in die Reize von Miami einweihen.

Miami ist ein Mining Camp, ein wildes Bergwerkslager in der Einöde, mit einem Berg Kupfer, in dem die Menschen ihr täglich Brot verdienen. Sonst nichts, rein gar nichts als Wüste. Es wird bewohnt von zirka 3000 Bergleuten. Alle Völker der Erde scheinen sich hier in den scheußlichsten Rassenmischungen zusammengefunden zu haben. Achtzig Prozent der Einwohner sind mexikanische Peonen, eine trostlose Mischrasse aus eingewanderten Spaniern und nomadenhaften, erst teilweise zur Ackerbaustufe herangereiften mexikanischen Indianern. Dann sieht man Spanier-Neger-Indianermischlinge und alle Schattierungen von Weiß-Gelb, Weiß-Braun, Weiß-Rot, Weiß-Schwarz. Hier spielen auch die Arizonaindianer eine Rolle, vor allem die Apachen und die Navajos. Dann sieht man Chinesen, ihnen gehören besonders die kleinen Wäschereien. In den Restaurants warten Japaner auf, und in den Pfandhäusern, Altwarenbuden und Spielhöllen sind die Juden reichlich vertreten. Von den zehn Prozent Weißen ist noch die Hälfte ein verkommenes, wanderndes Pack von Italienern, Polen, Serben, Kroaten und Armeniern.



Dortmund-Hoerder Eisenverein - Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft

Bild-ID: D5322

Mit der Kamera zwischen Fördertürmen und Hochöfen.

Blick von den Hochöfen über die Kuppeln der Winderhüter auf das im Dunst liegende Dortmund.

Was bleibt da für ständig dort wohnende Weiße? Es sind ihrer so wenige, und rings um sie in weitem Umkreis ist Wüste. So ist das Leben öde, langweilig zum Auswachsen. Jeder sehnt sich nach Abwechslung, jeder betet um Sensation. Das benachbarte Globe ist wenigstens zugleich Mittelpunkt einer bedeutenden Rinderzucht, dort spielt der Cowboy eine gewisse Rolle. In Miami ist der Ingenieur der alleinige Herr im Haus. Er betätigt seine überschüssige Kraft in verwegendem Umherstreichen, lässigem Kartenspiel, prickelnden Liebesabenteuern. Alles, alles um Sensation, um doch irgend etwas zu erleben, irgendwie die Öde auszufüllen! Was soll man sonst machen? Das heiße Klima — nichts zu tun — man verdient viel Geld und sehnt sich förmlich, es wieder loszuwerden. Wie soll man da nicht auf Schnaps, Weiber, Glücksspiel verfallen? Man sieht eine Weile gelangweilt zu, und noch ehe man alles Neue, Abenteuerliche, Aufregende gesehen hat, ist man schon „drin“ und tut mit. Was soll man in Miami anstellen, wenn nicht trinken, raufen, spielen? Oder sich erzählen, wie andere trinken, raufen, spielen. Spießig und verwegen, langweilig und aufreizend zugleich — das ist Miami.

Ich bildete mir ein, schon einiges von Spielen und Geld gesehen zu haben. Aber solch einen Betrieb wie in Miami hätte ich doch nicht für möglich gehalten, und den konnte ich weiter im Norden wohl auch nicht gesehen haben. In froher Öffentlichkeit sitzt da der Bankhalter an seinem Roulette oder am grünen Tisch, an dem man „17 und 4“ spielt; da rollen die Talerstücke, das blanke Silber, und der kleine Rechen ist stets in Bewegung nach Dollars: Dreidollar-, Fünfdollar-, Zehndollarnoten. Es war Lohnstag, da war natürlich Hauptbetrieb. Hier an den heißen Abenden ist das so anders als im kühleren nördlichen Klima. Die warme Sommerluft scheint mitzuspielen in der Musik von Radio oder Grammophon, die auf die Straße tönt. In dieser Umgebung vermag eine dunkle Señorita in spanischer Aufmachung einen viel leichter zu betören. Alkohol wirkt hier doppelt stark. Der Alkoholgeruch auf der Hauptstraße ist stellenweise betäubend. Alles ist lustig, alles lacht laut und roh. Es hat Geld gegeben, das muß durchgebracht werden! Wofür hat man vierzehn Tage in der lichtlosen Hölle, dem Pütt, geschuftet und geschwitzt! Zum Teufel mit Geld, Weibern und Schnaps! Aber was wäre das Leben ohne das! Warum nicht mal ein paar Taler auf dem Spieltisch ausprobieren? Vielleicht wird das Glück sie verzehnfachen!

Bei den hohen Löhnen und dem niedrigen Lebensstandard in solchen einsamen Camps ist es ganz undenkbar, daß jemand mehr als zehn Jahre lang Bergmann wäre, wenn er sein Geld vernünftig anlegte. Er müßte ein reicher Mann werden, würde einen Laden oder eine Farm gründen oder sich ganz zurückziehen können. Aber niemand bringt es so weit, niemand hält das Geld zusammen. Manche bauen sich fabelhafte Häuser, kaufen sich Radioapparate, Autos, Teppiche. Aber das Bergmannsleben ist zu roh und hart, um all das genießen zu können. Und es fehlt die Frau, die allein diesen Dingen die rechte Befehlung geben könnte, die ein Heim schaffen und damit die überschüssigen Kräfte binden und den Mann festhaft machen würde. Diese Bergwerksamps des Westens sind zu primitiv und zu provisorisch, als daß dort Frauen sich einleben, als daß Familien gegründet werden könnten. Die Werke aber haben nichts getan, diese Städte wohnlich zu machen. Sie hatten es nicht nötig, es fanden sich immer genug Abenteuerer, die dies wilde, raue Leben lockte. In Miami gibt es noch keine hundert Frauen bei einer Bevölkerung von zirka dreitausend Köpfen.

Aber die Arbeit ist schwer und ernst in der finsternen Einsamkeit im Innern der Erde, und viele Gefahren, die plötzlichen und die schleichenden, umgeben den Bergmann ständig. Da braucht man ein starkes Gift, um sich vorwärtszupeitschen. Unweigerlich verfällt man auf Trinken, Spielen und Weiber. Und man wandert, ruhelos. In jedem Mining Camp ist das Leben auf die Dauer so öde, daß es niemand länger als ein

paar Monate oder höchstens ein Jahr aushält. Der echte Bergmann des Westens sieht immer hinter den Bergen das Glück auf sich warten, und er zieht fort, es zu suchen. Eine Sata Morgana lockt ihn immer weiter. Darum kommt er nie auf einen grünen Zweig.

Hand in Hand mit dem wilden, ausschweifenden Campleben geht das gutmütige Spießertum der amerikanischen Kleinstadt. Alles kennt sich gegenseitig und beklatscht sich entsprechend. An allen Straßenecken trifft man das gleiche Gesprächsthema: gestern die Geschichte, wie der Baumeister in Phönix erschossen wurde, als er bei der Frau des Nachbarn einstieg, und heute die Entrüstung, weil die Pfannkuchen Mutter Basbs nicht genug Butter bekommen haben, und morgen die Aussichten für „Miners“ gegen „Miami“ im Baseballtreffen. Man möchte so gern verwegen sein in Miami und ist doch im Grunde so ein treuer Spießer, gelangweilt und immer neugierig auf die Verwegenheit anderer.

Aber in den fünfzehn Jahren seines Bestehens ist Miami im Grunde doch geblieben, was es immer war und bleiben wird: ein Mining Camp, der wächst oder zusammenschrumpft, je nach dem Weltmarktpreis für Kupfer, zu flüchtig, um je ein allzu bürgerliches Gesicht zu bekommen.

Kupfer!

Die Geschichte der Bergwerke des Südwestens ist ungefähr bei allen dieselbe. In den sechziger oder siebziger Jahren wühlt irgendein vom Wahn besessener Prospektor nach Gold und entdeckt etwas. Dann dringt man in die Erde ein und findet Gold und Silber. Aber der Handabbau ist mühsam und ernährt kaum seinen Mann. Dann kommt die Eisenbahn. Und was das Wasser für die Wüste ist, das ist die Eisenbahn für Bergbau und Industrie. Sie schafft neues Leben, fieberhafte Tätigkeit, reiche Möglichkeiten. Während man die Berge seither nur auf Gold und Silber durchwühlt hatte, kann man nun ausbeuten, was man lange schon vorhanden wußte: Kupfer! Prospektoren, Old Timer und Indianer wußten es immer. Solch ein Wissen lebt im Lande wie eine alte Sage. Nur konnte man seither nichts damit anfangen. Aber nun wissen es überall die blauen Overalls und Schachtstiefel, nun denken elegante Bügelfalten und diamantene Schlipsnadeln im mahagonigetäfelten Büro eines emsigen New Yorker Wolkenkrägers darüber nach. Man sinnt und rechnet herum an Abbau- und Aufbereitungsmethoden für geringwertiges Erz. Dann werden die großen Kupfergesellschaften gegründet, Camps werden aufgebaut. Bohrmaschinen knattern, schneiden, sägen in den Fels, Dynamit sprengt ihn. Schwere Grubenlokomotiven mit vielen Wagen rasen donnernd unter der Erde dahin. Tag und Nacht steigen schwere Kübel auf und ab im Schacht. Erz, Erz! Ein Berg wird unterhöhlt, stürzt ein und wird zutage geschafft. Schmelzer rauchen über die Wüste hin. Und am andern Ende eines Kontinents, im industriellen Osten, fährt Elektrizität durch blaue Lauge; Elektrolyse und Walzwerke, Gießereien, Ziebereien, sie alle fabrizieren das kostbare rote Metall: die Welt braucht Kupfer!

Drei Wochen arbeitete ich im Laboratorium der Laugelei. Es war eine friedliche Zeit. Zu tun gab es nahezu nichts. Selbst mein Chef litt meistens unter Langeweile. So beschäftigte ich mich damit, 5½ Dollar im Tag zu verdienen, die Anlage zu studieren, überall herumzuspüren und im übrigen auf Kosten der Lohnliste meine Privatkorrespondenz zu erledigen. Das Laboratorium gleicht dem Gemach eines unserer alten Alchimisten, nur ins Moderne, nüchtern Amerikanische übertragen: es ist angefüllt mit Glaschen, Röhren, Bechern, Schalen in allen Größen aus Glas, Ton, Kupfer oder Blei. Sie enthalten Flüssigkeiten in allen Farben, Sand und Steinchen. Stufenleitern von Glaszylindern zeigen Flüssigkeiten von verschieden starker Färbung. All das tropft und brodeln, gluckst und plätschert.

Von draußen dringt eine ganze Musik herein: das allbekannte und doch überall verschieden abgestimmte Lied der Industrie: das schwere Atmen der Dampfmaschine, die so mühsam den heißen Dampf aus ihrem Stahlrachen pustet: puff — puff — puff — puff, und dann das lebhafteste, aggressive Maschinengewehrfeuer des Niethammers und das schrille Crescendo einer Laufkette in der weiten Fabrikhalle. Dazwischen ein paar unorganische Geräusche: ein Hammerschlag, ein menschlicher Ruf, eine fallende Eisenschiene. Und als Begleitung der dauernde, monotone, dumpfe Unterton, der wegen seiner Unaufhörlichkeit gar nicht mehr auffällt: das Surren von Kreispumpen und das leise Vibrieren der schnell rotierenden Umformer.

Als ich die Geheimnisse des Laboratoriums ergründet zu haben glaubte, war es an der Zeit, die Grube anzusehen. Ich borgte mir wieder den guten Anzug und pilgerte zu dem Gewaltigen. Er war, wie üblich, „in einer Sitzung“, doch hörte er in seinem Nachmittagschlafchen gerade noch meinen Namen und bequeme sich höchstselbst ins Büro, nachdem er soeben für 12 Kilometer entfernt in der Sitzung erklärt worden war. Mit zehn Worten sagte ich, was ich wollte. Mit fünf Worten war ich für den nächsten Morgen in den Ingenieurstab beordert, das heißt zur Markscheidertruppe.

Der Markscheider ist sozusagen der Landmesser unter Tage. Er projiziert die Blaupause in die Grube. Das ist im Anfang sehr interessant und lehrreich. Man kommt beim Vermessen in der ganzen Grube herum und ist mehr oder weniger am Entwerfen der Ausrichtung beteiligt und verfolgt sie in allen Einzelheiten. Die Steiger erhalten von den Markscheidern die Anweisungen, wo und wieviel Querschläge, Aufbrüche usw. zu treiben sind.

Aber auf die Dauer wird das Vermessen völlig Routine. Denn in einer solchen Porphyrgrube ziemlich gleichmäßiger Mineralisation ist die Vor- und Ausrichtung genormt. Gerade damit wird die Gewinnung im größten, billigsten Stil möglich, das heißt: damit wird der Abbau eines solchen geringwertigen Erzes erst lohnend. Die Blaupausen waren also Standard mit nur kleinen örtlichen Änderungen hier und da. Unsere Arbeit bestand im Vermessen von Entfernung und Richtung, was nach einiger Zeit recht stumpfsinnig wird.

Ich hatte geglaubt, diese Arbeit gehe gemächlich und erfordere weniger Muskeln und etwas mehr Hirn. In Wirklichkeit war es oft sehr anstrengend. Da gab es Schichten, wo wir im Dynamitqualm arbeiten mußten — und in diesem Giftgas nur stillzustehen ist schon eine Qual, an die ich mich nie recht gewöhnen konnte. Obendrein war es noch furchtbar heiß in den nicht von Wetterern bestrichenen Löchern. An solchen Tagen kam man abends heim, fluchte sich aus, aß etwas, legte sich zu Bett und versuchte zu schlafen. Aber jeder brennende, pochende Pulschlag an Schläfen und Hinterkopf schien einen wieder aufzuwecken.

Manchmal kamen wieder gute Tage, wo man am Sextanten herumlungerte, ein Schräubchen hier verstellte und einen Lotpunkt da um einen Millimeter oder zwei verschob. Und dann, zweimal die Woche, mußte man alle Aufbrüche und die sogenannten „Finger“ vermessen. Das war das Schlimmste. Die Finger waren 60 Grad steil ansteigende Aufbrüche, also so gut wie senkrecht, und darin sollte man hochklettern. Natürlich waren meistens alle Streben beim Sprengen heruntergeschossen. So mußte man wie im Hochgebirge „kamin-klettern“, das heißt: Füße gegen das Liegende, Rücken gegen das Hangende gestemmt, so quetschte man sich einige 20 oder 30 Meter hoch, manchmal bis zu 50 Meter. Natürlich gib's da Stellen, wo das Gebirge so brüchig ist, daß man ins Rutschen kommt. Wehe, wenn man wirklich abrutschte! Zehn Meter sind hoch genug, um sich den Hals zu brechen. Man gewöhnt sich aber erstaunlich rasch an dies Klettern. Zuerst war ich ängstlich und ungeschickt — und ich halte mich sonst

nicht für einen Feigling. Später hörte ich auf, nervös zu werden, wenn sich vom Hangenden Steine lösten, die einen natürlich leicht erledigen. Ich lernte, in solchen Fällen sehr behende aus den Fingern zu entfliehen, bis der Geist, der Bergesalte, sich beruhigt hatte. Man wundert sich schließlich nur noch, daß der Bergbau so wenige Opfer fordert. Soviel auch über seine Gefahren geredet wird, wie wenig passiert doch tatsächlich!

Mein Kollege Bond fiel aber doch eines Tages in einem Finger ab, gottlob „nur“ etwa acht Meter. Er war übel zugerichtet, aber merkwürdigerweise ohne gebrochene Glieder. Es war so komisch, wie er da herunterpolterte, im Rutschen und Purzeln schon fluchend wie ein Bierkutscher, und wie er sich dann aus dem mitgelösten Geröll ausgrub und sich hinkend und fluchend zutage bewegte. Wenn man tagtäglich mit solcher Gefahr rechnen muß, ist man schon ganz mit ihr eingelebt und begrüßt sie nur mit dem üblichen Fluchen wie einen lang erwarteten Ärger.

Meine „Kollegen“.

Mit den Ingenieuren in Inspiration vertrug ich mich nicht besonders gut. Sie mochten mich nicht, ich war zu anders. Der Proletarier nimmt einen, wie man ist — wie er alles nimmt, so wie es ist: schlimmstenfalls fluchend, aber ohnmächtig, es zu ändern. Aber der „kleine Mann“ des Mittelstandes möchte alles seinem Ebenbilde gleichmachen und duldet ungern das ihm Ungewöhnliche. Es war ein Menetekel für mich, zu sehen, wie es mir ginge, wenn ich meine „thousand golden Chances“ in Amerika suchen würde. Freilich, wer weiß, wie es mir in Deutschland ergeht? Aber da bin ich wenigstens unter meinsgleichen. In Amerika würde ich ein einsamer Mann sein. Was interessierte mich schließlich Mr. Walker oder Mr. Richnago oder Mr. Brown?

So ein armer Teufel! Mit Proletariern hat er während seines Studiums gelebt; mit ihnen kämpfte er damals und kämpft er noch heute mit 32 Jahren um sein Brot. Sein Vater machte 200 oder 300 Dollar, und auch wenn er 1000 Dollar machte, hatte er noch lange nicht genug, seinem Sohn eine vernünftige Ausbildung zu geben. Der Not gehorchend also oder aus Stolz und Selbstbewußtsein „arbeitete dieser seinen Weg durchs College“. Wie ich das bewunderte, als ich nach USA. kam! Wie es der amerikanische Spießer und der Student selbst bewundert! Aber was heißt das? — Es heißt, daß der Student ein studierender Proletarier ist. Klassiker, Lehrbücher, jedes Fest, jede Reise, Bildung und Kultur werden in Lohnstunden umgerechnet. Wenn er im Semester sein Leben genießt, muß er in den Ferien um so härter schippen. Für die Muße geistig freien Studierens, künstlerischer Erziehung, verfeinerter Beschaulichkeit hat er keine Zeit, kein Geld, keine Neigung, keinen Platz. Und dann: nach dem College geht's nach Inspiration, nach einem Bierdorf in der Wüste. Da hätte er auch keine Verwendung für Bildung und Kultur. Da lebt er in der verlausten Baracke, ohne Frau, ohne Heim, ohne jede Befriedigung geistiger Wünsche und verkommt bei Spiel und Trinken, bis er nach ein paar Monaten weiterzieht.

Fast der ganze Ingenieurstab war, gerade wie ich, so gut wie barfuß in Inspiration angelangt, blieb ein Viertel- bis Halbjahr und zog dann weiter. Nur der Chef war schon länger da. Das war wohl der Grund, warum er Chef geworden war. Und was hatte er von seiner Stellung? 150 Dollar im Monat mehr zum Vertrinken, Verwetten, Verspielen. Wehe mir, wenn ich in Inspiration mein Leben vergeuden sollte!

Freilich, wenn einer tüchtig ist, so bringt er es mit der Zeit zu etwas. Und seine Arbeitskraft wird bestimmt nicht verpölpelt und abgelenkt durch kulturelle Verzerrungen, gesellschaftliche Verpfichtungen und geistige Interessen, die im alten Europa manchen zersplittern, sein Leben aber reich machen.

Doch wie viele auch sah ich, die ihrem Ehrgeiz, ihrer Intelligenz und ihren Mitteln nach ein guter und zufriedener Tischler, Steiger oder Kaufmann in einem Mainstreetladen geworden wären. Aber man hat sie durch die hohe Schule geprescht und ihnen die verfluchten tausend goldenen Möglichkeiten vor Augen gehalten. Nun streben sie danach und bringen es doch zu nichts als zu einem öden, entwurzelten Leben ohne Ziel in der Wüste.

So waren hier die meisten: Tolle Kerle, wenn man sie in leicht angeheitertem Zustande reden hörte, und nach dem, was man über sie zugeweht bekam: typische Landstreicher, auf allen Güterzügen zu Hause, allsonnabendlich blau, mit dem Hemd auf dem Leib als einzigem Besitz, wenn es nicht in der Spielhölle verfest war. Jeden Sonntag konnte man sie auf einem der wilden Tanzfeste von Miami sehen, stets mit der anspruchsvollsten, unverschämtesten Dirne zusammen. Aber am Instrument waren sie gute Markscheider, peinlich genau und völlig vertieft in Sinus und Kosinus und erfüllt von dem ganzen Stolz und Ehrgeiz, den man nun einmal hat, wenn man kapiert hat, was Sinus und Kosinus ist.

Und wenn sie älter werden? Diesen Typ führte mir Bill M. vor Augen, mit dem ich das Zimmer im Beamtenheim teilte. Er war 55 Jahre, hatte den schönsten Scheitel von Miami und war meisterhaft gepflegt und ausgeglichen schön in Gestalt, Anzug und Auftreten. Und seine letzte Weisheit, sein höchstes Verlangen sah er darin, stets so fein gekämmt und so gut gebügelt zu sein. Jeden Abend saß er im benachbarten Globe im ersten Café, jede Woche kaufte er die neue Zeitung, und ihr Inhalt gab den Gesprächsstoff für sieben Tage ab. Alle vierzehn Tage kam ein Magazin, mit dem er sich über die Sonntage hinweg langweilte. Bill M. schien mir das Spiegelbild der Wüste, die ihn umgab: öde und leer, aber immer sonnig lächelnd und gleichmäßig.

Bei der ersten Begegnung machte er mir klar, daß es eine Unverschämtheit sei, wenn ein solcher Mann wie ich zu ihm ins Zimmer komme. Aber das war nun mal Befehl von oben, nicht Sehnsucht meinerseits. Doch betrat ich mein Zimmer nur, wenn ich in seiner Zeitung einen der zwei ständigen „guten Artikel“ lesen oder wenn ich am Tisch schreiben wollte. Sonst wohnte und schlief ich draußen auf der Terrasse bei dem lauen Nachtwind Arizonas und den funkelnden Sternen. Und mein Wecker war die Sonne, die so klar über den Steinkuppen aufstrahlte.

Entdeckerschicksal

Abends nach der Schicht pilgerte ich ein paarmal über die Hügel. Traditionsgemäß mußte der höchste Berg in der Gegend bestiegen werden. Zu Fuß war es zu weit, aber im Auto kam ich zweimal fast bis auf die höchste Kuppe im Pinal, die etwa 2400 Meter hoch ist, so daß ich Aussicht hatte. Während man die Luft drunten über dem Sand kochen zu sehen glaubte, war sie hier oben kühl und trug mir den kräftigen Fichtenduft zu. Denn in den Bergen gab es richtige Bäume, die einzigen auf Hunderte von Meilen im Umkreis.

Wenn man in diesem Lande zu Fuß wandert, muß man sich vorsehen; über Mittag wird es so heiß, daß man ganz unvermutet einen verzehrenden Durst bekommen kann, und weit und breit gibt es keinen Tropfen Wasser, ihn zu löschen. Aber da ich, mit zwei Ausnahmen, auch Sonntags arbeitete, war ich nie in der größten Hitze draußen. Und abends nach Schicht bis zum Sonnenuntergang war es köstlich lau und mild. Wenn ich über Stein, Kaktus und Mezquite weit genug gewandert war, verlor ich ziemlich bald jede Erinnerung an Mensch und Zivilisation. Vielleicht blies der Wind noch etwas Rauch von der Kupferhütte gegen den fleckenlosen, blauen Himmel. Sonst lebte da nichts als Gottes unge störte Natur — fast beängstigend.

Und dann sah ich da und dort in den Hügeln einen Steinmann mit einem Pflöck. Was war das hier in der Wüste? Es waren Berggerechtsame. Hier hatten Schatzgräber mit Maultier, Schippe, Schlägel und Eisen, einer Kiste Dynamit und einer Kiste Konserve ihr Leben mit Prospektten (Schürfen) lebenswert gemacht. Da kann eine Handvoll billiges Kupfererz liegen — es kann auch ein ganzer Berg wertvollstes Erz sein, wie es ganz in der Nähe in Inspiration und Miami der Fall ist — wer weiß? Die Prospektoren selbst sind gestorben oder liegen im Sterben, oder sie schippen irgendwo als Bergleute, getragen von ihrer Idee, einer brotlosen Idee. Aber wenn das Glück sie streifte?!

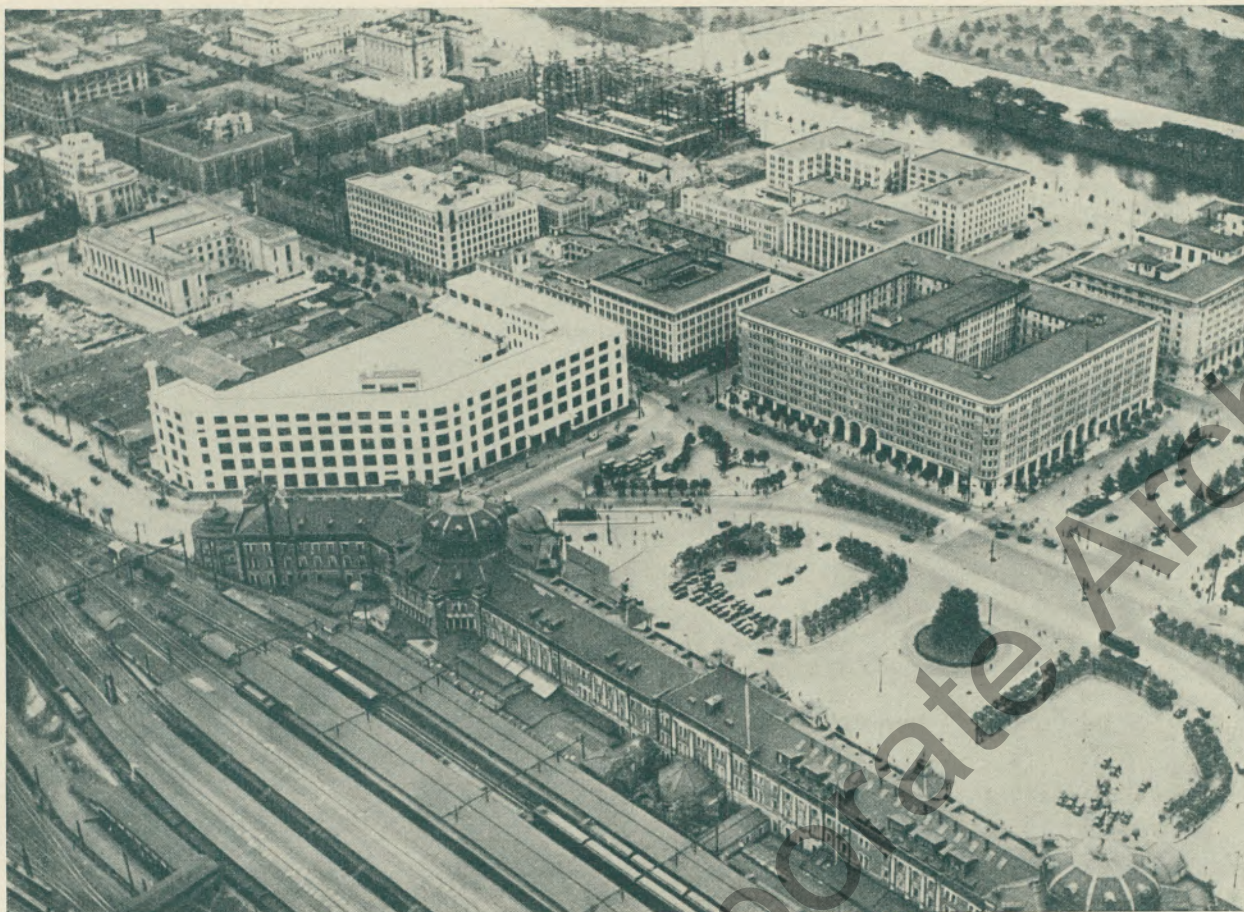
In Inspiration steht gegenüber der gewaltigen Doppelschachtanlage, von der das Poltern und Dröhnen der Brechwerke herüber tönt, die täglich 20 000 Tonnen Erz zerkleinern, ein alter Eisenbahnwagen ohne Räder im Sand. Daran steht ein Schild: „United States Post Office“. Als Beamtin dieses Hilfspostamtes fristet die Witwe des Entdeckers der Inspiration-Kupferminen ihr gesichertes, aber kümmerliches Dasein. Ihr Mann war Bergmann in Globe. Er hatte das Steckenpferd, im Winter ein paar Wochen zu feiern und mit seinem Maulesel über die Wüste zu reiten und nach Erz zu suchen. Er mußte von Indianern oder Mexikanern, daß es da irgendwo blaugrüne Steine gab. Das war Kupfercarbonat. Als er diese Steine fand, steckte er ein Feld im Geröll ab. Ja, es war Kupfer, aber in hundert Pfund Gestein war nur ein Pfund Kupfer, und sieben Pfund oder mindestens fünf mußten es sein, um es schmelzen zu können. Der Mann war schlau und wartete. Die Bergbautechnik entwickelte das Flotationsverfahren zur Anreicherung armer Erze, und auf einmal wurde das Geröll mit den blaugrünen Steinen zu wertvollem Erz. 1911 kamen feingekleidete, vornehme Herren bei der ärmlichen Bergmannshütte in Globe vorgelassen und wollten den alten Bright sprechen. Nur die Ruhe, dachte der Alte, nicht übers Ohr hauen lassen!

Seine kühne „Inspiration“ wurde Wirklichkeit. In die Wüste kamen Eisenbahnschienen gekrochen, Häuser, Hallen baute man, stellte gewaltige Maschinen auf, leuchte die „Inspiration“-Schächte ab. So kam es, daß die große Anaconda-Kupfergesellschaft an Bright 300 000 Dollar — dreihunderttausend! — bar auf den Tisch zahlte. Aber das war zuviel für den Alten. Alle phantastischen Vorstellungen von Reichtum und Schlemmerleben wollte er übertrumpfen. Er steckte die 300 000 Dollar ungezählt in die Rocktasche und verschwand. Paris, Nizza, Monte Carlo hieß die Parole, wo die Barone und die Grafen und die eleganten Damen der großen Welt so mir nichts, dir nichts die Tausend-Franken-Noten ver spielen. Nach drei Jahren war das Geld verpraßt, und der Alte kam kleinlaut zu seiner vereinsamten Frau in die Wüste zurück. Er hat dann als Bergmann in Globe gearbeitet wie zuvor. Aber was harte Arbeit und das karge Leben in der Wüste nicht vermocht hatten, das war den Jahren seiner Herrlichkeit gelungen: seine Gesundheit war zerstört; er starb fünf Jahre nach seinem großen Treffer. Nun führt seine Witwe das Hilfspostamt in Inspiration.

Am 17. Mai nahm ich Abschied von Inspiration, mit vollem Säckel und leichtem Herzen; das Glück wartete hinter den Bergen. Ostwärts war nun der Kurs, der Heimat zu. Aber der zweitnächste Weg führte erst einmal 1000 Kilometer nach Norden über den Gran Cañon und über Salt Lake City.

Der alte, biedere Stoddard traf den Nagel auf den Kopf, als er, nachdem ich meine Litanei des Dankes abgebetet hatte, nachdenklich sagte: „Junge, Junge“, und er spuckte gedankenvoll vor sich hin. Nach einem Weilschen philosophischer Pause fuhr er fort, und seine Augen leuchteten dabei: „Was hast du alles gesehen, wenn du nach Hause kommst!“

(Fortsetzung folgt.)



Wolkenkräherstadt im Fernen Osten.

Lichtbilder: Schertl.

Ein Blick in das Herz Tokios, das Marunouchierviertel.

Im Vordergrund der Bahnhof, das weiße Gebäude links das kürzlich vollendete Zentralpostamt, rechts das Marunouchigebäude.

Japans Industriewirtschaft — Grundlagen und Entwicklung.

Von Robert Bauer, Berlin.

Die politischen Ereignisse in Europa haben im Augenblick das Interesse an den Vorgängen im Fernen Osten abflauen lassen. Aber ein Blick „nach drüben“ ist vielleicht nie angebrachter gewesen als gerade heute, wo die Völker Europas in kurzfristiger Verblendung gegeneinander rüsten und ein Paktsystem im Werden ist, das über kurz oder lang zu ernsthaften politischen Auseinandersetzungen und damit zu einer weiteren Schwächung Europas führen kann, während der Ferne Osten zielbewußt und weitschauend auf die Vormachtstellung in der Weltwirtschaft hinstrebt und dabei schon auf beachtliche Erfolge zurückblickt.

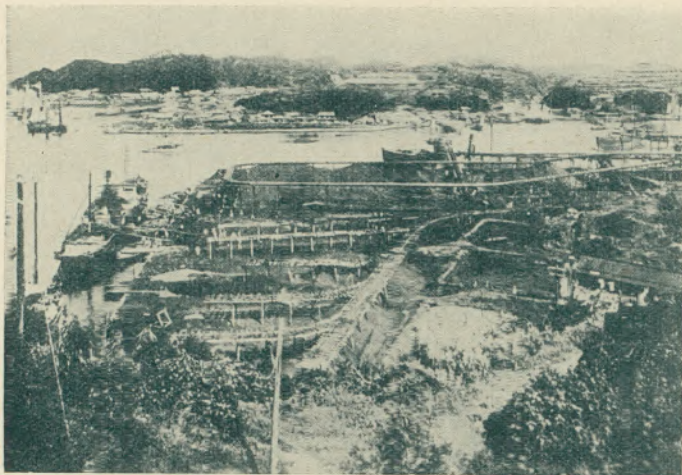
Japans Volksreichtum und nächst seiner Überbevölkerung die Armut der japanischen Stamminseln an kulturfähigem Ackerland und an Bodenschätzen bilden die eigentlichen Hintergründe der expansiven Politik des Inselreiches, sowohl der territorialen wie der wirtschaftlichen. Beide Faktoren bilden zudem die Triebfedern der japanischen Industrialisierungsbewegung.

Mit 173,3 Einwohner auf einen Quadratkilometer (gegen 140,6 im Deutschen Reich) ist das eigentliche Japan eines der am dichtesten bevölkerten Länder der Erde. Diese ohnehin schon hohe Volksdichte wird noch durch die natürliche Beschaffenheit des Japanischen Reiches verstärkt, dessen Gesamtoberfläche zu fünf Sechsteln mit unfruchtbaren Gebirgen bedeckt ist und nur zu 18 vom Hundert aus kulturfähigem Ackerland besteht. So kamen nach dem „Japan Yearbook“ im Stammland Japan im Jahre 1925 bei 60 Millionen Einwohnern 969 Bewohner auf einen Quadratkilometer bebauten Ackerlandes, also fünfmal soviel wie im Deutschen Reich (185). Legt man den neuesten japanischen Bevölkerungs-

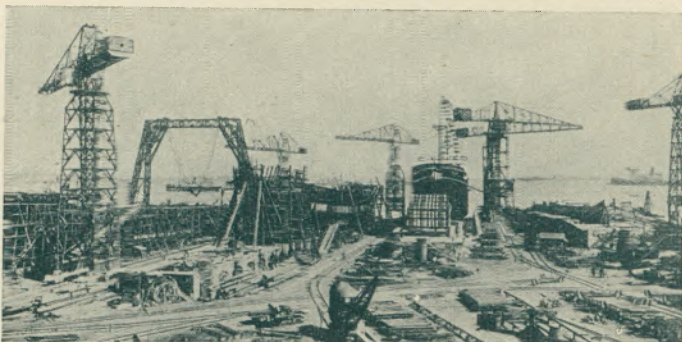
zahlen, die sich auf 65 Millionen belaufen, den Umfang des im Jahre 1925 kultivierten Bodens zugrunde, so ergibt sich auf dieser Basis eine Volksdichte von 1049 Einwohnern auf einen Quadratkilometer Kulturland.

Welche Stellung man auch immer gegenüber der japanischen Außen- und Handelspolitik einnehmen mag, die Tatsache bleibt, daß Japan nicht imstande ist, seine rasch wachsende Bevölkerung auf dieser überaus schmalen Nahrungsgrundlage ausreichend zu ernähren, obwohl sich durch Meliorationen der Umfang seines Ackerbodens und der Ertrag seiner Landwirtschaft durch betriebswirtschaftliche Verbesserungen vermehren läßt, wodurch freilich das japanische Nahrungsdefizit nicht ausgeglichen werden kann. Und es bleibt die weitere Tatsache, daß nahezu alle Einwandererländer, vor allem die Vereinigten Staaten, sich weigern, den japanischen Bevölkerungsüberschuß aufzunehmen, so daß Japan gezwungen ist, andere Mittel und Wege zu finden, das Dasein seines lebenskräftigen Volkes zu sichern.

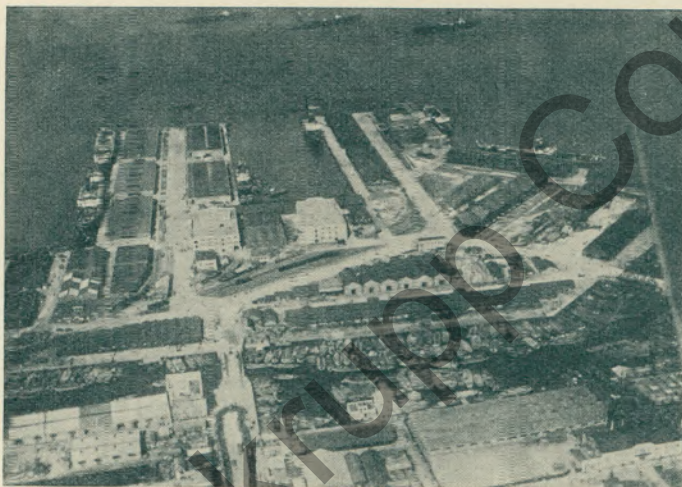
Bald nachdem das Inselreich um die Mitte des vorigen



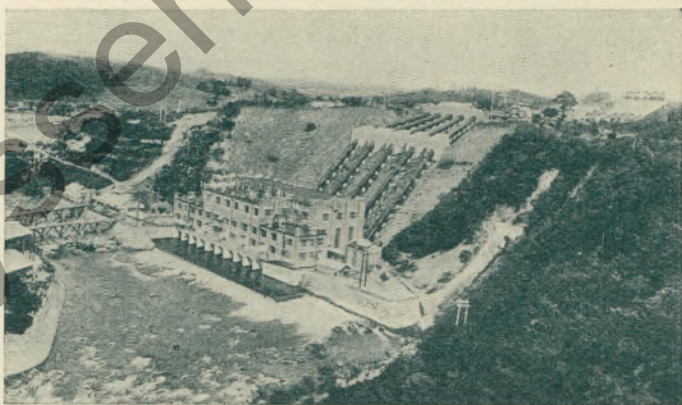
Kohlenlager der Ubusu-Becke.



Werftanlagen in Yokohama.



Luftbild der Werftanlagen in Yokohama.



Wasserkraftwerk der Tokioter Elektrizitätswerke.

Jahrhunderts unter dem Druck der Großmächte seine traditionelle Politik strengster wirtschaftlicher Abschließung aufgegeben hatte, wurde das Ernährungsproblem zur Frage seiner Politik. Entweder war Japan gezwungen, wiederum zur künstlichen Beschränkung seines Bevölkerungswachstums überzugehen, wie zur Zeit der freiwilligen Isolierung, wo seine Volkszahl um die 26-Millionen-Grenze stagnierte, oder die fehlenden Lebensmittel mußten gegen Austausch von Eigenzeugnissen aus anderen Ländern beschafft werden. Japan ist jedoch nicht nur arm an Nahrungsmitteln, es besitzt auch andere natürliche Reichtümer nur in geringem Umfange, mit denen es die eingeführten Produkte hätte bezahlen können.

Japan konnte mithin seinen wachsenden Bedarf an Nahrungsmitteln in der Hauptsache nur mit Erzeugnissen der menschlichen Arbeitskraft bezahlen. Ein anderer Weg als der der Industrialisierung des Landes stand ihm daher nicht offen. Es hatte allerdings noch einen anderen Grund, den Aufbau einer heimischen Industrie in Angriff zu nehmen. Das Problem der Industrialisierung war zugleich das der Verteidigung gegen die Angriffe der wirtschaftsimperialistischen Mächte. Um den Weg der Industrialisierung aber beschreiten zu können, hatte Japan erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden, die sich aus der Rohstoffschwäche des Inselreiches ergaben.

Eine wertvolle und ergiebige Rohstoffquelle besitzt Japan in der Seidenraupenzucht seiner Landwirtschaft. Außer Seidenkokons vermag die japanische Agrikultur jedoch so gut wie nichts an Gespinnstfasern zu erzeugen, weder Hanf noch Flachs und vor allem keine Baumwolle. Dennoch lagen die Entwicklungsbedingungen für die japanische Spinnstoffindustrie nicht ungünstig, da Japan sowohl zu dem hauptsächlichsten Baumwolllieferanten (Indien) wie auch zu weiten Absatzgebieten für Baumwollerzeugnisse (China) frachtgünstig gelegen ist.

Wenig vorteilhaft, zum Teil ausgesprochen ungünstig, lagen jedoch die Entwicklungsbedingungen für die japanische Schwerindustrie. Denn was die Gebirge der japanischen Inseln an Bodenschätzen bergen, ist bei weitem nicht ausreichend, um einer leistungsfähigen schwerindustriellen Produktion als Rohstoffgrundlage dienen zu können. Neben Zinkerzlagerstätten von nennenswerter Ergiebigkeit fehlt vor allem Eisenerz. Japan hat zwar einige auf den Inseln zerstreut liegende kleine Eisenerzvorkommen. Aus ihnen konnte es aber in den letzten Jahren noch nicht ein Zehntel seines Erzbedarfes decken. So ist die japanische Eisenindustrie fast völlig auf die Erzzufuhr aus dem Auslande angewiesen, die im wesentlichen aus Korea, der Mandschurei und aus China erfolgt. Dieser Umstand ist denn auch mit ein Hauptgrund für Japans Expansionspolitik in der Mandschurei, deren Bodenschätze es als die natürliche Rohstoffgrundlage seiner Schwerindustrie betrachtet.

Ebenso ungünstig liegen die Verhältnisse in Japans Erdölversorgung. Das Mißverhältnis, das hier zwischen Eigenzeugung und Verbrauch besteht, wird überdies immer ungünstiger. Denn während der Konsum an Erdölzeugnissen in Japan mit jedem Jahre wächst, wird die Ausbeute der japanischen Erdölfelder geringer. Von 1928 bis 1932 belief sich die durchschnittliche Jahresproduktion nur noch auf 270 000 Tonnen gegenüber 365 000 Tonnen im Jahre 1914. Und dies bei einem Erdölverbrauch von jährlich rund zwei Millionen Tonnen. Japans einzige Bodenschätze, die bisher zur Deckung des Bedarfs ausreichten, sind seine Kupfer- und Kohlenvorkommen. Aus hochwertigen anthrazithaltigen Steinkohlen besteht jedoch der geringste Teil der japanischen Kohlenschätze. Der überwiegende Teil ist stark asche- und schwefelhaltig, also von minderwertiger Beschaffenheit. Zudem sind die Abbaukosten — wie in Japans Bergwerkproduktion überhaupt — außerordentlich hoch, ein Umstand, der teils durch die ungünstige Lagerung der Flöze verursacht wird, teils auf die geringe Leistungsfähigkeit der Arbeiter zurück-

zuführen ist¹⁾. Da die Kohlenvorkommen außerdem noch frachtungünstig liegen, zum Teil Hunderte von Kilometer vom Verbrauchsort entfernt, kommt das gewonnene Produkt, neben beträchtlichen Gesehungskosten mit hohen Frachten belastet, den Konsumenten weit teurer zu stehen als etwa die höherwertige amerikanische Exportkohle²⁾.

Neben ausreichenden Lebensmitteln fehlen Japan also ziemlich alle Verarbeitungsprodukte, auf die seine Industriewirtschaft angewiesen ist. Sie mußte darum vorwiegend auf fremder Rohstoffgrundlage errichtet werden. Die sich hieraus ergebende hohe Abhängigkeit der japanischen Industrie von den ausländischen Marktverhältnissen spiegeln Japans Außenhandelsziffern deutlich wider. Danach bestand im vergangenen Jahr die japanische Gesamteinfuhr zu 85% aus Rohstoffen und Lebensmitteln.

Diese Armut Japans an natürlichen Reichtümern im Verein mit der geringen Aufnahmefähigkeit seines Binnenmarktes für industrielle Erzeugnisse zwingen die japanische Wirtschaft, den weitaus größten Teil der eingeführten Rohstoffe als Fertigwaren wieder auszuführen. Wenn man bedenkt, daß die Hälfte der japanischen Industrieproduktion für den Export bestimmt ist³⁾ — das ist eine zwei- bis dreimal höhere Exportquote als bei den anderen hochentwickelten Industrieländern —, so kann man ermessen, was eine Ausfuhrstörung für Japan bedeutet. Hier liegt auch der Grund für Japans große Anstrengungen beim Ausbau seines industriellen Produktionsapparates, für seine rücksichtslose wirtschaftspolitische Aktivität der letzten Zeit. Daß die japanische Wirtschaftspolitik heute eine ernste Gefahr für den Weltmarkt bedeutet, ist eine Frage, die hier nicht zu behandeln ist. Daß es aber dahin kommen konnte, nach einer industriellen Entwicklung von nur dreißig Jahren, ist gerade im Hinblick auf Japans Rohstoffschwäche um so erstaunlicher.

Wie vollzog sich diese Entwicklung?

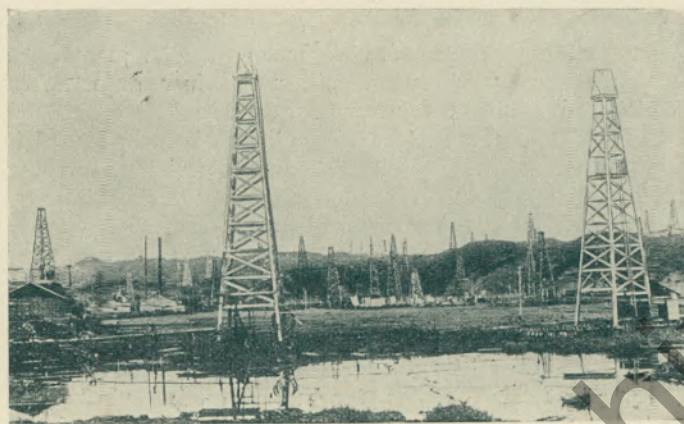
Der Anstoß zur Industrialisierung Japans ging gegen Ende des vorigen Jahrhunderts vom Staate aus. Die moderne Form der japanischen Volkswirtschaft entwickelte sich also nicht in einem organischen Prozeß aus dem überkommenen feudalen Wirtschaftssystem heraus wie in den europäischen Industrieländern. Sie ist überdies erst in zweiter Reihe das Werk des privaten Unternehmertums, des bodenständigen japanischen Handwerks. In ihren ersten Anfängen ist die japanische Industrialisierungsbewegung vielmehr völlig, in ihrer weiteren Entwicklung zu einem guten Teil das Ergebnis politischer und volkswirtschaftlicher, nicht nur privatwirtschaftlicher Entscheidungen. Das erweist nichts augenscheinlicher als die reichen geldlichen Unterstützungen und Sondervergünstigungen, wie Steuerbefreiung, Exportprämien, unverzinsliche Staatsdarlehen und andere Begünstigungen, die bestimmten Zweigen der japanischen Industrie seit ihrem Bestehen aus nationalpolitischen Erwägungen heraus von seiten des Staates zugewendet wurden.

Um die siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts errichtete die japanische Regierung — nach dem Vorbild Industrie-Europas — die ersten industriellen Produktionsstätten des Inselreiches. Daneben erschloß sie die heimischen Bodenschätze, begann mit dem Aufbau einer Handelsflotte, eröffnete den Bahnbau, gründete Banken und andere wirtschaftliche Einrichtungen. „Alles, was auch in wirtschaftlicher

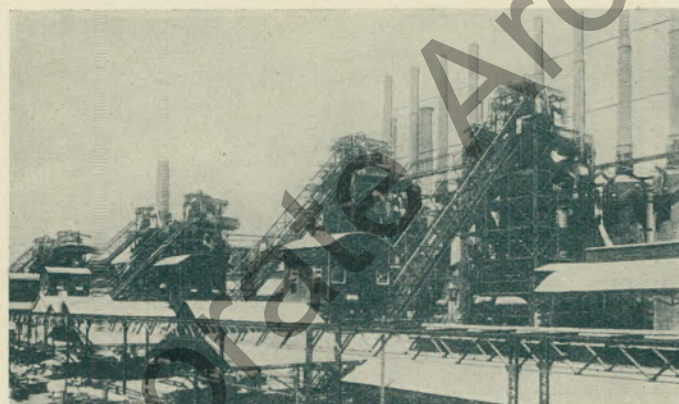
¹⁾ Näheres hierüber enthält der Aufsatz „Japanische Kohle“ von H. Abbe im „Welt“, Jahrg. 1931, S. 201—204.

²⁾ Hierfür ein Beispiel, das einer Veröffentlichung des Internationalen Arbeitsamtes über die Arbeitsverhältnisse in der japanischen Industrie entnommen ist: Im Jahre 1928 betrug der Durchschnittspreis je Metertonne Steinkohle in den Hauptzentren der japanischen Industrie 21,27 Yen, der durchschnittliche Preis der amerikanischen Exportkohle für Ueberser 4,23 Dollar, nach deutschem Geld auf Goldparität also 44,45 gegen 17,76 RM. (Vgl. „Le Travail industriel au Japon“, Genf 1933, S. 32.)

³⁾ Vgl. den „Wochenbericht des Instituts für Konjunkturforschung“, 1932/IV, Nr. 45.



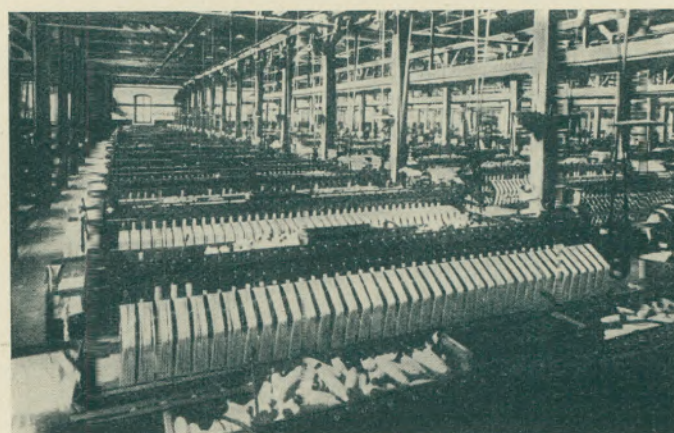
Erdölquellen bei Tojokawa.



Hochöfen der Yawata-Eisenwerke.



Koßerei der Yawata-Eisenwerke.



Blick in die Kanegatuchi-Baumwollspinnerei.

Hinsicht geschehen ist", schreibt der japanische Volkswirtschaftler Zukuzo Fukuda über die ersten Anfänge der japanischen Industrialisierungsbewegung, „ist von einer aufgeklärten Regierung von oben herab erzwungen worden“).

Auf die Schaffung einer Staatsindustrie war die Zielsetzung dieser Wirtschaftspolitik jedoch nicht gerichtet. Da aber mit dem industriellen Produktionsapparat zugleich die Voraussetzung seines Arbeitens auf privatwirtschaftlicher Grundlage, d. h. das private Unternehmertum, zu schaffen war, mußte die Regierung des Inselreiches, wollte sie ihr staatspolitisches Ziel, die Ausweitung des japanischen Lebensraumes, verwirklichen, zunächst die Rolle des Unternehmers und ökonomischen Lehrmeisters spielen. Nachdem aber das Vorbild und die Erfolge der staatlichen Industrieunternehmen ihre Wirkung auf die Entschlußkraft des japanischen Handwerks und die kapitalkräftigen feudalen Oberschichten getan hatten, ging die japanische Regierung dazu über, den größten Teil der Staatsbetriebe in die Hand privater Unternehmer zu geben.

Die ungewöhnlich schnelle Entfaltung der japanischen Industrie ist hauptsächlich auf die günstigen Wirkungen der drei Kriege zurückzuführen, die Japan — im Abstand von jeweils zehn Jahren — geführt hat: auf den Chinesisch-Japanischen Krieg, den Russisch-Japanischen Krieg und den Weltkrieg.

Im Chinesisch-Japanischen Krieg hat sich Japan seine erste Kolonie, Formosa, erobert. Der Krieg gegen Rußland brachte ihm endgültig die Oberhoheit über Korea ein, dazu Südsachalin und in der Südmandschurischen Eisenbahn ein wirtschaftsimperialistisches Instrument ersten Ranges. Noch zwei Jahrzehnte zuvor war dem Inselreich in der Fern-Ost-Verständigung der westeuropäisch-amerikanischen Industriestaaten die Rolle eines Absatzgebietes für ihre industrielle Überproduktion zugeordnet. Nach dem Kriege mit Rußland ging Japan selbst zu einer expansiven Wirtschaftspolitik über. Beide Kriege hatten der japanischen Wirtschaft starken Auftrieb gegeben. Den stärksten Anstoß gab ihr jedoch der Weltkrieg.

Im Jahre 1914 befand sich Japan in einer ernststen Wirtschaftskrise. Zum erstenmal in der Entwicklung seiner Industrie war die Zahl der Betriebe zurückgegangen. Mit dem zweiten Kriegsjahr war die Depression überwunden. Der plötzliche Ausfall Industrie-Europas als Lieferant von Fertigwaren brachte der japanischen Wirtschaft eine starke Vergrößerung ihrer Absatzgebiete und damit, neben den Lieferungen an Kriegsmaterialien, die Möglichkeit einer ungewöhnlich schnellen Ausweitung der industriellen Produktion. Japans große Anstrengungen beim Ausbau seines industriellen Produktionsapparates vor Ausbruch des Krieges können hierüber nicht übersehen werden. Aber erst in den Jahren von 1915 bis 1919 entwickelte sich die japanische Industrie in ihrer mengenmäßigen wie wertlichen Leistungsfähigkeit in einem Maße, daß sie auch nach Wiedereinsetzen des europäischen Handels den Wettbewerb mit den alten Industriestaaten erfolgreich bestehen konnte.

Zum erstenmal im Verlauf seiner Außenhandelsbeziehungen überstieg Japans Handelsvolumen im Jahre 1912 die Milliardenengrenze. Es erhöhte sich bis zum Jahre 1915 auf 1,2 Milliarden Yen, wuchs dann rasch an und belief sich im Jahre 1919 schon auf 4,3 Milliarden Yen. Mit der Ausweitung des Außenhandels vollzog sich gleichzeitig ein grundlegender Wandel in der japanischen Handelsbilanz. Von der Jahrhundertwende bis zum Weltkrieg passiv, mit Ausnahme zweier Jahre, wird der Saldo des japanischen Warenverkehrs von 1915 bis 1918 mit insgesamt 1,4 Milliarden aktiv. Einen ebenso hohen Aktivsaldo wies die japanische Zahlungsbilanz in den vier Kriegsjahren aus.

¹⁾ Zukuzo Fukuda, „Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung in Japan“, Stuttgart 1900.

Den Einfluß dieser Kriegsgewinne von insgesamt 2,8 Milliarden Yen auf die japanische Wirtschaftsgestaltung spiegelt deutlich die Entwicklung der gewerblichen Unternehmungen wider. Für das Jahr 1889 weist die japanische Statistik rd. 700 gewerbliche Unternehmungen vom Fabriktyp mit zehn und mehr Arbeitnehmer aus. Nach einem Jahrzehnt belief sich ihre Zahl auf fast das Zehnfache, nämlich annähernd 7000, und nach weiteren zehn Jahren wurden über 15 000 solcher Betriebe gezählt, während die Betriebsstatistik im Jahre 1929 (allerdings hier unter der Erfassung auch der Betriebe mit fünf bis neun Lohnempfängern) rd. 60 000 industrielle Arbeitsstätten nachweist. Der Wert der in diesen Betriebsstätten erzeugten Produktion stieg dabei von 1909 bis 1929, also in einer Zeitspanne von nur 20 Jahren, ziffernmäßig von 0,78 Milliarde auf 7,7 Milliarden Yen, d. h. um das Zehnfache. Die Steigerung des Produktionswertes, die die japanische Statistik für die Nachkriegszeit ausweist, beruht freilich zum guten Teil auf Geldentwertung. Bei Reduzierung der nominellen Produktionserlöse durch den Großhandelspreisindex der Bank von Japan auf die Preisgrundlage des letzten Vorkriegsjahres zeigt es sich, daß das reale Produktionsvolumen der japanischen Industrie von 1914 bis 1919 um das Doppelte, bis 1929 um das Dreifache stieg.

Trotz dieser raschen Entfaltung — auch nach dem jüngsten Aufschwung im vergangenen Jahre — befindet sich die japanische Volkswirtschaft noch in der ersten Stufe industrieller Entwicklung. Die Verarbeitung von Gespinnstfasern überwiegt noch bei weitem die Produktion der eisen-schaffenden Industrie. Seit dem Weltkrieg vollzieht sich jedoch im Aufbau der japanischen Industriewirtschaft eine allmähliche Umschichtung zugunsten der Schwerindustrie. Bei stark gewachsener Produktionsmenge zeigt der Anteil der Spinnstoffindustrie an der gesamten industriellen Produktion sinkende, der Anteil der Eisenindustrie steigende Richtung. Die folgende Gegenüberstellung der wichtigsten Zweige der japanischen Industrie nach dem wertmäßigen Anteil ihrer Erzeugung am Gesamtproduktionsvolumen veranschaulicht diese Bewegung.

Die Strukturwandlung in der japanischen Industrie von 1909 bis 1929.

Industriezweige	1909	1914	1919	1924	1929
in Millionen Yen					
Textilindustrie	388	620	3296	2925	2998
Eisen-schaffende Industrie . .	58	159	1055	826	1372
Chemische Industrie	86	176	777	729	1078
Nahrungsmittelindustrie . . .	147	220	741	1082	1124
Industrielle Gesamtproduktion	780	1273	6738	6625	7717
Produktionsanteil in %					
Textilindustrie	50	45	49	44	39
Eisen-schaffende Industrie . .	7	12	16	12	18
Chemische Industrie	11	13	12	11	14
Nahrungsmittelindustrie . . .	19	16	11	16	15

Die überragende Bedeutung der Gewerbe-erzeugung im Rahmen der japanischen Gesamtwirtschaft ist aus dieser Tabelle klar ersichtlich, ebenso die untergeordnete Stellung, die Japans eisen-schaffende Industrie noch in der Vorkriegszeit einnahm. Das schnelle Anwachsen der japanischen Eisenproduktion in der Kriegs- und Nachkriegszeit drängte jedoch die Textilindustrie allmählich zurück. Diese Schwerpunktverlagerung in der japanischen Industriewirtschaft von der Leicht- zur Schwerindustrie fand mit dem allgemeinen Aufschwung der japanischen Industrie im Jahre 1933 in verstärktem Maße ihre Fortsetzung. Nach den Produktionsindizes des „Mitsubishi Economic Research Bureau“ erhöhte sich von 1927 bis 1933 die japanische Baumwollgewebe-



Das Zeitungsviertel Tokios aus der Vogelschau.

Nach der fast völligen Zerstörung Tokios durch ein Erdbeben im Jahre 1923 entstand innerhalb eines Jahrzehnts an der gleichen Stelle eine moderne Wolkenkratzerstadt.

erzeugung um 29 %, die Rohseideproduktion um 3 %, die Roheisen- und Rohstahlgewinnung hingegen erfuhr in der gleichen Zeitspanne eine Steigerung um 62 % beziehungsweise um 85 %. Die folgenden Produktionsziffern verdeutlichen den jüngsten Aufschwung der japanischen Eisenindustrie. Ihre beispiellose Entwicklung in nur zwei Jahrzehnten zeigt die Gegenüberstellung der Produktionszahlen für 1913.

Die Produktionsentwicklung der Eisenindustrie Japans 1913 und 1929 bis 1933.

in 1000 mt	1913	1929	1930	1931	1932	1933
Roheisen*	240	1266	1338	1081	1172	1585
Rohstahl	255	2343	2328	1914	2360	3050
Walzwerkserzeugnisse	255	1984	1882	1520	1946	2465

* Mit Korea, doch ohne die Produktion der Mandschurei.

Die japanische Eisenindustrie hatte also ihren bis dahin höchsten Produktionsstand von 1929 bereits im Jahre 1932 wieder erreicht und hat ihn im vergangenen Jahr bedeutend überschritten. Und dies in der gleichen Zeit, wo die Erzeugung der europäischen und amerikanischen Eisenindustrien infolge der Weltkrise stark zurückging. Die kriegerischen Verwicklungen im Fernen Osten blieben auf die Produktionsentwicklung der japanischen Schwerindustrie natürlich nicht ohne Wirkung. Vorläufig dürfte die stürmische Aufwärtsentwicklung der japanischen Eisenindustrie jedoch ihren Abschluß gefunden haben, wenn der schwebende Konflikt zwischen Japan und der Comjunion eine friedliche Lösung findet, was anzunehmen ist. Daß Japans eisenschaffende Industrie zunächst versuchen wird, ihren jetzt erreichten Produktionsstand zu halten, ist um so wahrscheinlicher, als sie, wie beim Stahl schon seit einigen Jahren in vollem Umfange, auch bei den übrigen Eisenerzeugnissen der Grenze der Eigenversorgung bedeutend näher gekommen ist und die Ausfuhrmöglichkeiten nicht gerade günstig

liegen. Noch im Jahre 1929 deckte Japan ein Viertel seines Roheisenbedarfs durch Einfuhr, 1932 hingegen nur mehr zu einem Zehntel. War es in der Versorgung mit Halbzeug 1929 zu 65 % vom Ausland abhängig, so im Jahre 1932 nur noch zu 11 %. Beim Walzwerkfertigmateriale fiel die Einfuhrquote in der gleichen Zeitspanne von 29 % auf 10 %.

Gewiß ist die gegenwärtige Produktionskapazität der japanischen Industrie noch um ein Vielfaches geringer als die Leistungsfähigkeit der alten hochentwickelten Industrien Europas und der Vereinigten Staaten. Aber nicht das ist ausschlaggebend. Wesentlich ist der Umstand, daß in dem riesigen, wirtschaftlich unentwickelten Raum, der sich von Japan über die Mandschurei, die riesigen Ländermassen Chinas, Siam, die Malaienhalbinsel und die Sundainseln erstreckt, ein wirtschaftliches Kräftezentrum entstanden ist, daß Japan danach strebt, in diesem Raume eine Großraumwirtschaft unter japanischer Führung herauszubilden mit dem Ziele der Verdrängung der europäischen und amerikanischen Wettbewerber. Das ist ein wirtschaftspolitisches Ziel auf weite Sicht. Vorläufig versucht Japan es vor allem in China zu erreichen. Und Japan wird seinen industriellen Produktionskörper weiter ausbauen, weil es dazu gezwungen ist. Die japanische Landwirtschaft hat heute die Höchstgrenze ihrer Entfaltungsmöglichkeiten erreicht. Sie ist also außerstande gesetzt, weitere Arbeitskräfte aufzunehmen und zu beschäftigen. Bei der Geringfügigkeit der japanischen Auswanderung steht Japan somit vor der Aufgabe, seinem gesamten zahlreichen Nachwuchs neue Beschäftigungsmöglichkeiten zu schaffen, was es nur durch weiteren Ausbau seines industriellen Produktionsapparates vermag. Dies ist, neben den eingangs erwähnten Triebfedern der japanischen Industrialisierungsbewegung, eine der tieferen Ursachen, weshalb „der gelbe Handel droht“.

Außer den im Text angeführten Quellen wurde folgendes Quellenmaterial benutzt: „Résumé statistique de l'Empire du Japon“, Tokio; „Annuaire statistique de la Société des Nations“, Genf; „Recueil de statistique de l'Institut international du Commerce“, Brüssel.

Der romantische Wanderer.

Von
Werner Bergengruen.



Daß das Wandern aus einer mühseligen, dem Unbegüterten auferlegten Art der Fortbewegung in einen Glanz dichterischer Verklärung gehoben wurde, geschah im Zeitalter der Romantik. Alle Wanderseligkeit eines ganzen Jahrhunderts bis auf unsere Tage schreibt sich aus jener Epoche her. Wie im Gegensatz zur Aufklärung die romantische Bewegung in Deutschland nicht die Abwandlung eines gesamt-europäischen Geschehnisses war, sondern ein gänzlich deutscher Vorgang, so ist auch diese Verklärung des Wanderns eine spezifisch deutsche. Den meisten anderen Völkern ist es noch heute unbegreiflich, wie ein Mensch zu Fuß gehen kann, solange er imstande ist, einen Platz in der Eisenbahn oder im Postkraftwagen zu bezahlen; wo außerhalb Deutschlands in neuerer Zeit eine wanderliche Jugend heranwuchs, da ist das deutsche Vorbild wirksam gewesen. Die Russen haben den pilgernden Gottesnarren, die Engländer den großen Reisenden, den romantischen Wanderer haben nur wir.

Fällt dies Wort vom romantischen Wanderer, so denken wir an Schwind, Uhland, Wilhelm Müller, Eichendorff, Brentano. Der eigentliche Poet des romantischen Wanderns ist Eichendorff; nicht nur seine Lieder, auch seine Novellen und Romane sind ein einziger funkelnder Blütenkranz, den er der süßen, träumerischen Bezauberung jugendlicher Wanderschaft flicht. Aber sehen wir von ein paar studentischen Fußreisen

ab, so war Eichendorff ein korrekter preußischer Beamter mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrats, der allenfalls im Sommer auf sein Gut fuhr oder eine Badereise in einen Kurort unternahm; er reiste nicht zu Fuß, sondern in der Kutsche oder, in seinen letzten Lebensjahren, mit der Eisenbahn. Seine romantischen Wanderer ziehen sehnsuchtsvoll über die Alpen; er selbst ist, von seiner Teilnahme am französischen Feldzug abgesehen, nie über die deutschen Grenzen hinausgelangt.

Wir heutigen haben oft die wehmütige Vorstellung, die romantische Wanderschaft sei ein Zubehör der stillen, eisenbahnlosen und noch sehr ins Innere der Seele gewandten Biedermeierzeit gewesen und laufe daher Gefahr, heutigentages eine poetisierende Zeitwidrigkeit darzustellen, die man sich, wenn überhaupt, so doch nur schlechten Gewissens, oder zum mindesten mit einem nachsichtigen Lächeln gestatten dürfe. Allein das Beispiel Eichendorffs zeigt, daß es sich dabei viel weniger um eine Form des realen Reisens handelt als vielmehr um eine Gesinnung des Herzens. Dies soll festgehalten sein zu Trost, Beruhigung und Rechtfertigung aller romantischen Wanderer aus unseren Tagen. Wir dürfen nicht meinen, der romantische Wanderer habe damals nun wirklich die Landstraßen, die Waldpfade, die Flußuferwege bevölkert; sondern auch zu jener Zeit werden Lastwagen, Viehtreiber, Postboten, Geschäftsreisende mit Musterkoffern und sehr unromantische



Lichtbild: Debus.

„Wer hat die schönsten Schäfchen . . .“

Handwerksburschen die Vorhand gehabt haben. Und wo unter ihnen ein junger Mensch mit einer am bunten Bande umgehängten Gitarre auftauchte, da mag es ein Köpfschütteln und allerlei knurrige Redensarten von nichtsnußigem Bettelmusikantenvolk gegeben haben. Das will sagen: auch im Zeitalter der romantischen Wanderschaft war der romantische Wanderer eine Ausnahmeerscheinung, eben eine „romantische Figur“.

Wäre also gleich der romantischen Wanderschaft die Gestalt des romantischen Wanderers eine Fiktion? Nein! Sie ist vielmehr das Wahrste, das gedacht werden kann, nämlich ein Symbol. Sie ist die dichterische Verleibung eines seelischen Urtriebes, jener ahnungsvollen Unruhe, die unter dem Bilde der lockenden Ferne die Unendlichkeit der Schöpfung, ja, die Unendlichkeit des Schöpfers meint und sucht. Und es ist von einer tiefen Bedeutsamkeit, daß gerade die Deutschen als das klassische Volk solcher Unruhe das Urbild des romantischen Wanderers aufgerichtet haben.

Die romantische Wanderschaft ist programmlos. Sie hat es mit Wegen, nicht mit Zielen zu tun. Wo sie ein Ziel zu haben scheint, da heißt es häufig Italien; aber dies Italien ist nicht geographisch faßbar und auf keiner Landkarte zu finden; es ist Sehnsuchtsland schlechthin, Garten der blauen Wunderblume, Urheimat der Kunst, es steht als Symbol für die romantische Alltagsferne, und hinter dieser wiederum verbirgt sich eine jenseitige Welt. Als Träger des romantischen Wanderschaftsgedankens erscheint der junge Mensch, der Student, der Dichter, der Schauspieler, der Maler, der Musikant, Jäger und Soldat, lauter Ausprägungen einer morgenfrischen, abenteuerlustigen Rüstigkeit. Wo der Handwerker auftritt, da ist es oft der Ausübler eines der Kunst benachbarten Handwerks, etwa der Goldschmiederei.

Alle diese romantischen Wanderer haben eins gemein-

sam: Es geht ihnen um den Sprung über die Grenzen des gemeinen Lebens hinweg. Und jeder Sprung aus der Gefangenschaft der Tatsächlichkeiten wird ja am leichtesten vom jungen Menschen gewagt. In tausend Formen wird dieser Sprung getan: im Abenteuer, in der Liebe, in der Kunst, in einem ehrfürchtigen Aufsuchen vaterländischer Altertümer, einem ahnungsvollen Einsinken in die Geheimnisse der Natur. Das Wandern erscheint nicht als bloße Reismethode, sondern als Lebensform, gespeist von einer unendlichen Erlebnisbereitschaft und Hinnahmefreudigkeit des Herzens. Der romantische Wanderer macht nicht eine Fußreise, deren Dauer und Richtung er zuvor errechnet hätte, um nach ihrer Absolvierung sein gewohntes Dasein wieder aufzunehmen, sondern wie die Reise gleichnißhaft sein Leben bedeutet, so ist sie es auch in der Wirklichkeit. Ja, es ist, als sei sie sein eigentlicher Beruf in dem Sinne, in welchem es der Beruf des Menschen ist, sich zu vollenden und in sein Schicksal hineinzuwachsen.

Aber in was für Gedanken verlieren wir uns? Und wo läuft noch ein verbindender Pfad vom dichterischen Inbild des romantischen Wanderers zu den realen Möglichkeiten einer Reise von heute? Ist denn in unseren Tagen eine romantische Wandergesinnung denkbar unter Menschen, denen vielleicht nur einmal im Jahre eine genau umgrenzte Frist zu Urlaub und Reise zur Verfügung steht?

Ich habe an dieser Möglichkeit keine Zweifel, ja, ich möchte nicht leben und nicht reisen, wenn sie mir nicht eine Gewißheit wäre. Denn es geht hier ja nicht um ein äußeres Verhalten, sondern um eine Beschaffenheit des Gemüts. Reisezeit, Reismittel, Reismöglichkeiten mögen noch so begrenzt sein — und dies waren sie vor 100, vor 120 Jahren in noch viel höherem Grade als heute! — aber der Zaubergranz des Reisens fließt ja nicht aus einer Unendlichkeit äußerer Dinge, sondern allein aus der Unendlichkeit des Herzens.

Durch ein Fenster.

Von Hedda Eulenberg.

Wohl die meisten Autofahrer kennen die wundervolle Straße, die von Kleve nach Arnheim und von dort durch die „Dörfer“ nach Amsterdam ans Meer führt. Diese Dörfer bestehen zum überwiegenden Teil aus herrlichen Herrensitzen, die inmitten von blumigen Gärten, gepflegten schattigen Hainen, noch öfters aber inmitten von schimmern den Wiesen liegen. Großartig blicken diese vornehmen Häuser, vor dem Lärm und der Banalität der Landstraße durch weite, üppige Anlagen geschützt, zu dem Reisenden, der im Wagen vorüberfliegt, hinüber. Schwarze und rote Röhre liegen in geruhfamer Pracht und Sicherheit auf dem reinen Grün der satten Trift, ja, sie weiden oft bis dicht an das Barock- oder Renaissanceportal des ländlichen Schlosses heran, so sehr ist hier die Landschaft Garten geworden und das Notwendige zur Schönheit verklart. Manchmal führt auch eine Doppelreihe von Pappeln oder Linden unmittelbar vom Asphalt der Straße durch die parkähnlichen Vorgärten bis zur Eingangstür des Herrenhauses, die sich gleich in die Diele, das untere geräumige Wohngemach, öffnet.

Kein feindlicher Stacheldraht, keine schadenfrohe Mauer, kein lieblos verschlossenes Gitter trennt hier den Wanderer, den Reisenden, den Vorübergehenden von den Verweilenden, den Bewohnern dieser schönen, gelassenen Landschaft, die mit der Ruhe und Problemlosigkeit ihres gesättigten Daseins uns zuzurufen scheinen: „Tritt ein, und du bist im Frieden!“

Auf diese gute Straße nun senkte sich nach einem sonnigen Nachmittage voller Düste und Farben, den wir fröhlich durchfahren hatten, ein kühler Herbstabend nieder. Ein leichter Wind sprang auf und brachte schon etwas Salzgeruch vom Meere, dem wir uns nahten, wie eine Erinnerung an Tränen, an Abschied, wie ein Fernweh leise beunruhigend an uns heran. Da gab es einen kleinen Knack, und der Wagen stand. Während die Fahrtgenossen sich um die Behebung des kleinen Schadens bemühten, stieg ich aus und beschloß, zu Fuß voranzugehen. Die immer blasser werdende Landstraße lag menschenleer vor mir; bald auch hatte ich in der Düsternis, die von der See herkam, den Wagen im Rücken aus den Augen verloren.

Ganz allein, soweit der Blick reichte, schritt ich in der wachsenden Dämmerung dahin, und immer ernster sank mit der Dunkelheit eine große Stille über das schweigende Land. Ich ging am Rand der Straße, wo gleich die Wiesen begannen, auf dem weichen Rasen unhörbaren Schrittes dahin, um die wundervolle Ruhe der einschlafenden Natur nicht zu stören. Da aber blieb ich plötzlich, wie von etwas Fremdem aus meinen tiefen Gedanken gerissen, stehen. Musik kam herüber aus dem kaum erhellten schloßähnlichen Landhaus, an dem mein Weg mich gerade vorüberführte. Es lag vielleicht fünfzig Meter von der Straße entfernt, inmitten der Schwärze buschiger Anlagen, durch die eine gerade Allee bis zur Eingangstür führte, die in ihrem oberen Teil das einzig erleuchtete Fenster war, mit dem dieses Haus in die Nacht blickte. Ein Staunen ergriff mich, ich wagte nicht gleich zu glauben, ob ich recht sah und hörte. Welch eine Musik klang hier in der Einsamkeit durch das schwere Schweigen der sinkenden Nacht und erschütterte meine Seele? Hatte ich dies nicht schon einmal erlebt, schon einmal solch ein Haus gesehen? Auf einem der Bilder des magischen Munch? Oder war es die Musik, die mich diesen Augenblick als den eines tragischen Wiedererkennens empfinden ließ? Ich

lauschte und wurde unmerklich immer näher durch den Baumgang auf das trüb erhellte Haus zu gezogen. Nein, ich täuschte mich nicht, ich hörte es nun ganz genau, es war das Recordare aus dem Requiem Mozarts, das ich da in einer unsäglich zarten Bearbeitung für Klavier zu vier Händen hörte. Wer spielte hier im Dunkel des einsamen Landes diesen schmerzüberladenen Trostgesang? Welche versinkende Seele griff zu diesem äußersten Mittel, um welche Qual in sich zu beschwören?!

Es ist dies ja keine Musik, die man an einem beliebigen Abend hervorholt, um sie sich oder anderen zur Erbauung zu spielen. Es haftet an jeder dieser unsagbar schmerzhaft absinkenden Tonreihen das ganze abgrundtiefe Wehgefühl des sterbenden Meisters, der sich diese Töne zu seinem eigenen leidensvollen Schweigen aus dem brechenden Herzen riß. Wer war der Arme drinnen im Hause, der diese Gefühle mitempfinden wollte? Welch ein Leid war in dem so schwer umhüllt daliegenden Schlosse aufgebrochen, das nun versuchte, sich mit diesen Tönen, den wehesten und süßesten, die je auf dieser Erde erklingen sind, in Fassung zu weinen? Welch ein Blißstrahl des Schicksals war in dies feste Haus, in die Herzen hier gefahren, daß solche Klage, solch abgrundtiefes Verlorensein im Schmerz herausklang, wie ein Aufschrei nach einer bängsten Stille, wie das erste Aufklackern einer Kerze nach einer unsagbar dichten Nacht! Wie ein unterirdischer, tröstender Weihrauchduft an einem eben erst geschlossenen Sarge, wie die ferne, noch kaum recht vernehmbare Stimme eines Engels, der da ruft: Sursum corda!

Ich wußte nicht recht, wie es gekommen, ich tat etwas, was ich nie getan: ich spähte durch das Glasfenster der Tür in den hohen, halbdunklen Raum, den eine kleine Lampe am Flügel nur zum Teil erhellte. Ich sah zwei Männer im Profil, offenbar Vater und Sohn, in die unbeschreibliche Welt dieser Töne verloren, die Hände nach dem Schlußakkord langsam von den Tasten erheben. Auf den Zügen beider lag ein tiefer Ernst. Der ältere Mann blickte mit schmerzlicher Beflommenheit in den mir unsichtbaren dunklen Grund des Zimmers, wo etwas seine Aufmerksamkeit zu erregen schien; der jüngere aber sank langsam, wie erschöpft, mit der Stirn vornüber auf das Notenheft, aus dem er gespielt, und blieb regnungslos liegen. So ratlos, so hoffnungslos war diese Bewegung, daß ich vor der Traurigkeit dieses Anblicks fliehen wollte; doch ein Geräusch, das aus dem dunklen Raum drang, hielt mich noch fest. War es die eben verstummte melodische Überwelt, die noch in meiner Seele nachklang? — Ich erschrak bei den irdischen Lauten, die mich nun erreichten, und fuhr auf wie die beiden Männer drinnen. Es war das Weinen eines Kindes, das der Schwäche und Klangfarbe seines Stimmchens nach nur eben ein paar Tage alt sein konnte. In diesem Augenblick trat aus dem mir unsichtbaren finsternen Teil des Gemaches eine alte Dame in den Lichtschein am Flügel. Ich sah noch, daß sie Trauerkleidung trug und dem jungen Manne über das Haar strich, der mit leeren Augen in die Richtung blickte, aus der das Kinderweinen kam.

Ich schlich lautlos zurück und blieb am Straßenrande, auf den Wagen wartend, stehen, der uns noch heute an die große Salzflut bringen sollte, an das Meer, an die herbe Unendlichkeit — wie es ja jeder Wagen und jeder Schritt tut.

Ballade vom Leben Knut Hamsuns.

*Geschrieben zum 75. Geburtstage des Dichters
von Johan Luzian.*

*Als er geboren wurde von Thorö, die strahlend, blond und schön war,
lobte niemand den neuen Esser im Hause des Bauernschneiders,
aber im Grudbrandstale muhten zum Gruße die Kühe,
das Heu roch mild und nach Kräutern im grünen August,
und das Korn blühte zärtlich mit Wicken und Mohn,
nachts stand das Siebengestirn blinkend über ihm stille,
und von Jötunheimen blies aus den Schluchten der Gletscherwind.*

*Bei den Lofoten im Nordland, im Märchenland,
liegt er als Knabe auf Haalden und hütet das Vieh,
sucht Pilze im Harzruch des Waldes für seine Lieblingskühe.
„Knut!“ rufen fröhlich die Burschen. Knut ist ihr Führer:
groß, kräftig und strahlend, blond, blauäugig so wie die Mutter.
Er schreibt mit dem Finger über den ganzen Himmel weg.*

*Es gehen die Jahre, er kommt zur Lehre in einen Laden,
packt Heringe ein, Sauerkraut, wiegt Grütze und Tee.
Er streift als wandernder Händler durchs Nordland,
ist Schuhmacher, Ladengehilfe, Lehrer und Amtmann —
was kann Knut nicht, der kecke, strahlende Bursche?!
„Glück zu!“ ist sein Spruch, und „Gott segne dich!“
wenn er sich was vom Leib halten will.*

*Immer sind Berge um seine Jugend, und drüber
der große Wind von Wäldern und salzigem Meer,
und der freie Blick über freie Allmenden.*

*Als er in Christiania hungert, der großen Stadt,
„die keiner verläßt, ehe sie ihn nicht gezeichnet hat“,
als Ylajali, die traumhaft Geliebte,
ihn lösend entführt in ihr gutes Reich:
da sind ihre Gärten, die Berge und Fjorde der Kindheit,
der Kinderzeit mit Halden und Mooren und Lappenherden.*

*In der neuen Welt, in Dakota, pflügt er die Steppenerde,
mäht in den Weizenprärien und walzt, ein Tramp,
durch Kälte und Öde auf Schienen der großen Bahn,
und wieder bläst Wind in den Schlaf vom Himmel der Fjorde.*

*Er fährt in Chikago klingelnd als Trambahnschaffner,
fährt auf die Neufundlandsbänke als Fischer
mit Negern und halbvertierten Matrosen,*

fängt, mordet, salzt und trocknet die Fische —
und noch hier draußen ist Wind von Wäldern und reinen Fjorden.

Dann haust er in Kopenhagen in einer Klempnerwerkstatt,
krank, „drei Ellen vom Mond entfernt“, unterm Dache
und hungert, verkriecht sich scheu in sich selbst,
so wie ein Tier sich in seine Höhle verkriecht, daheim . . .

Er treibt sich auf Friedhöfen rum in der Wintersonne,
dort ist es ganz still, weil die Bürger hier schweigen.

Er schreibt Artikel für Redaktionen,
bis seine Finger klamm sind und wund von der Kälte.
Und abends schwebt eine Bläue da über dem Hafen,
und Schiffe wiegen mit Masten im Wind,
der von den Wäldern und Hütten der Heimat kommt,
sie fahren mit ihm in das Reich Ylajalis
und nach dem Soria-Moria-Schloß.

Und über Nacht, eines Tags, als die Not sehr groß war,
da steilt sein Name auf mit „Hunger“, „Mysterien“, „Pan“ —
Knut Hamsun steht da: groß, strahlend wie immer,
blond, blauäugig, männlich, tapfer und zart.

Nun kommen die Frauen, die glatten, großstädtischen,
nun kommen die Direktoren der großen Theater,
nun kommen die großen Verleger und Redakteure,
nun kommen die Übersetzer, Buchhändler, Setzer und Drucker —
Und wenn sie „Knut Hamsun“ sagen, denken sie an das Geschäft,
aber schon weht in sie alle hinein die reinere Luft.

Von Wäldern, Fjorden, Tierstimmen und einsamen Jagden
summt es um sie bei dem Namen Knut Hamsun.

Da fährt dieser Mann durch die Welt in dreiundzwanzig Sprachen.
Landstreicher im Nordland der Seele, das letzte Kapitel der Edda,
Wanderer unter Herbststernen und Ödlandbauer im Segen der Erde.

Da kommen die großen Dichter und großen Gelehrten mit großem Wort.

Aber Knut Hamsun rodet und ackert auf seinem harten Grund,
er sät das heilige leibliche Korn in die Krumen
und sät das leuchtende Wort in die Herzen
vom Nationaltheaterbalkon in der Stadt seines bittersten Hungers.

Knut Hamsun — der Jüngling und Preiser der Jugend:
sein Name schmeckt wie die schäumende Milch der Almkühe,
sein Name tönt wie die Hirtenflöte des Pan —

Knut Hamsun —

Und immer — durchfährt sein reiner Atem
die großen Städte Europas, das Haus des Jahrhunderts
ein Gletscherwind, Waldduft vom Nordland, Segen der Erde!



Sommer.

Lichtbild: Falleneleben.

Unruhe.

Bildnis eines Menschen.

Von Johan Luzian.

Die Unruhe seines Lebens begann, als er, ein Gymnasiast noch, in der Lichtung eines großen norddeutschen Waldes auf dem Rücken lag, den Geruch von Blumen, reifen Himbeeren, saftigem Laub und modriger Erde spürte und tagsüber weit und breit keinen Menschen sah. Er war während des Krieges zur landwirtschaftlichen Hilfsarbeit, mehr aber noch zur Stärkung seines langaufgeschossenen Knabenkörpers von der Schule auf das Land geschickt worden. Während der

Reifemonte trieb er die Kühe in die Gehölze und Lichtungen, wo Gras und Kraut wucherte. Sie suchten sich ihr Futter, wo sie mochten, und kümmerten sich wenig um den Hütejungen, der sie ebenso in Frieden ließ. Er hatte also Zeit, in der Sonne auf dem Rücken zu liegen, das Kreisblatt oder ein Buch zu lesen, oder aber sich um gar nichts anderes als um seine Gedanken zu kümmern.

Der blonde lange Junge mit dem schmalen norddeutschen



Winter.

Lichtbild: Hallensleben.

Schädel, den graublauen Augen und den kräftigen Gliedern verriet in seinem Aussehen, besonders jetzt, da er barfuß ging und einen alten geflickten Anzug trug, die Herkunft vom Lande. Aber sie mußte schon einige Generationen zurückliegen, denn seine Züge wiesen Verfeinerungen auf, die ihm das Leben seiner Eltern und Großeltern in der Stadt vererbt hatte.

Nun begann sein Blut den alten Weg zu suchen, die Vergangenheit aufzuspüren und sich nach dem Ursprung unruhig zu sehnen. Er merkte an den Winden, die ihre Richtung wechselten und gutes oder schlechtes Wetter, Regen oder Sturm brachten, daß Nord und West nicht nur geographische Begriffe seien, sondern Lebensmächte, Atem von Naturgöttern. Er sah den Himmel mit anderen Augen an und spürte, daß ein dichter Baum oder ein Hüttendach nicht vor ihm schützen könnte, wenn er zornig würde. Beim Nahen eines Gewitters wurden die Rufe unruhig und hörten auf, zu fressen. Auch in dem städtischen Jungen sammelte sich die Spannung, und er erschrak vor Ohnmacht aller Kreatur auf

der Erde. Er duckte sich nieder vor dem blitzenden grollenden Himmel und schielte schräge hinauf zu den gelbbraunen Wolkenriesen. Aber auch zu dem Kleinen, Unscheinbaren, das er bisher kaum ernstlich in seinem Knabenleben beachtet hatte, fühlte er sich hingezogen; die verschiedenen Steinarten, Humus und Sand, Insekten und Würmer, Pilze und Schmarotzer an den Bäumen, Samen der Blumen, Vogelstimmen, Unkenrufe, der Flug der Fledermäuse — alles vereinte sich zu einer großen Ordnung hier draußen auf dem Lande, förderte oder vernichtete einander. Zu diesem Leben kehrte er mehr und mehr heim, wie in eine verschollene Heimat, und es war ihm bald selbstverständlich, daß er hier auf der Erde lag und nicht mehr in einer Schulklasse hockte.

Dann war der Sommer zu Ende, auch der Herbst mit seiner gesegneten Arbeit und der prahlenden Fruchtbarkeit, den Farben und dem Verlodern des Jahres. Der Junge war braun und kräftig geworden, seine Augen blickten ernster und tiefer. Er war aus seinen Anzügen herausgewachsen, sah bäuerlich



Sommer.

Lichtbild: Hallensleben.

und ungepflegt aus. Nach Bauernart sprach er platt- und hochdeutsch durcheinander, nach Bauernsitte grüßte er Fremde an seinem Weg. Er nahm stillen Abschied von den Leuten seines Sommers und der Landschaft, von den Tieren und dem Walde. Niemand sah ihm lange nach, keiner machte große Worte. Nur die stillen braunen Augen der Kühe sah er noch lange und roch an seinem Armel, an dem das Vieh die Hörner gerieben hatte.

Nun fuhr er mit der Bahn durch das flache weite Land nach der Stadt zurück. Einmal hielt der Zug mitten auf der Strecke vor einer Station. Mitten im Moor, in einer Urlandschaft mit Sumpf und Schilf und torfbraunem Wasser, zwischen Birken und Erlen, Heide und Gras stand der Zug still. Der schwarzgraue Abendhimmel hing düster darüber. Aber die Augen des Jungen leuchteten. Hier sprach ihn etwas aus ewigen Zeiten an, Schauer und Geheimnisse, unerlöste Erde, die nach dem ersten Zugriff des Menschen verlangte.

Dann fuhr der Zug weiter, und bald kam eine andere Land-

schaft: das Gelände der Güterbahnhöfe vor der Großstadt mit endlosen Schienensträngen und Lagerschuppen, Fabriken, Gasometer, Schloten, Etagenhäuser, quadratische Niesenblöcke — gemeistert von Menschenhand und Hirn, zum Ende geführt seit der Urzeit, von der das Moor noch Kunde gab. Hier rief ihn das andere Leben, welches er einen Sommer lang verlassen hatte. Nun zog es ihn wieder an sich mit seinen Lockungen, seiner geistigen Behendigkeit. Der junge Mensch fand sich nach wenigen Tagen schon wieder völlig in ihm zurecht, ja, er freute sich sogar auf den Bummel durch die menschenvollen Straßen, auf den Besuch eines Theaters, auf Frzunde und Klassenkameraden der Schule. Er prökte gern vor ihnen mit seinen erstaunlichen Kenntnissen, denn wer hatte jemals von ihnen gepflegt oder geeggt? Er brachte sie zum Lachen über die Beschränktheit und Rückständigkeit der Dorfmenschen, von denen einige ältere Leute noch niemals in der Großstadt gewesen waren. In der Schule erhielt er Nachhilfeunterricht, wurde vom Direktor mit einer Medaille aus-

gezeichnet, die die Regierung verliehen hatte und auf der über drei Kornähren die Worte standen: „Fürs Vaterland!“ Er war von sechzig einer unter den Fünfen, die den Sommer über ausgehalten hatten, die anderen waren alle schon nach den ersten Wochen vor Heimweh davongelaufen. Bald war der Gymnasiast wieder ein normaler Schüler, ein Sohn des großstädtischen Lebens, sah gepflegt und ordentlich aus und gewöhnte sich das Plattsprechen ab, worüber seine Eltern, die alles Ländliche mit leiser Verachtung ansahen, sich freuten. Und doch war der Junge nicht mehr derselbe wie früher, und in seinem Wesen hörte die unruhige, unerklärliche Sehnsucht nicht auf, die ihn sooft im Walde überkommen hatte.

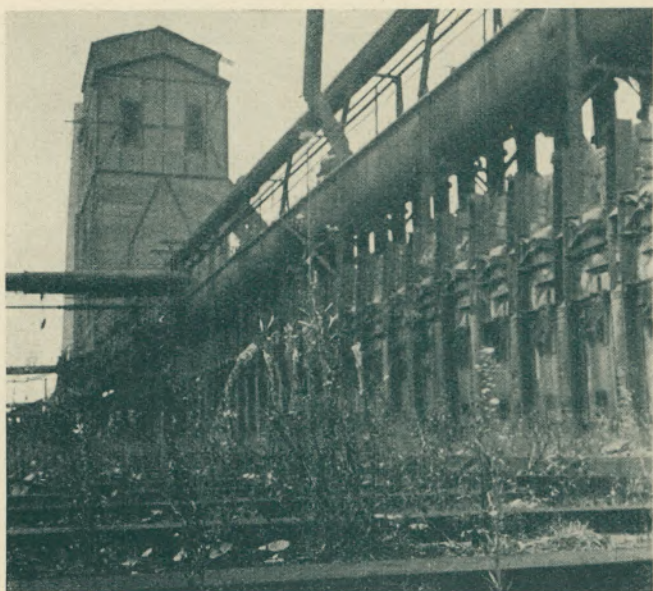
Nach dem Kriege, als der Wert der Gramina zweifelhaft geworden schien, verließ der junge Mann die Schule vor der Abschlußprüfung und trat in die kaufmännische Lehre. Die Zeit war wie geschaffen zum Geldverdienen, und jeder begann auf seine Weise den sterbenden Staat auszukufen. Nach einem Jahre hatte der junge Mann ein Bankguthaben, nach einem weiteren Jahre konnte er es durch spekulative Nebengeschäfte verdoppeln, aber in einem Vierteljahr war es der Inflation zum Opfer gefallen. Nun war der Rausch, der ihn während der letzten Jahre mehr und mehr befallen hatte, wenn ein Geschäftchen nach dem anderen glückte, dahin, und nicht nur das Geld an sich hatte für ihn jede Bedeutung verloren, da es heute noch ein Haus, morgen aber nicht einmal mehr eine Fuhre Steine und übermorgen keinen armseligen Balken mehr wert sein konnte —, auch der Beruf, der sich auf diesen brüchigen Grund aufbaute, war ihm verleidet. Und da es Frühling war, März voller Sehnsucht, Himmel voller Winde, Welt ohne Grenzen und Straßenland voll Freiheit, entließ er Beruf und Lehre und wanderte davon. Mit einem Freunde walzte er durch die Lüneburger Heide, dem Weserland zu, von Hügel zu Hügel trug sie der Frühling. Sie suchten sich durch das Land, arbeiteten hier und da einen Tag, schliefen im Heu oder im Walde, als es Mai und Juni wurde, kamen zum Rhein und fühlten sich vogelfrei. Sie liebten Deutschland, das grüne Vaterland, in seinen Dörfern und heimlichen Städtchen, aber sie mieden die großen Plätze. Den ganzen Sommer über lagen sie auf den Landstraßen. Der Freund hatte eine Geige mit, sie sangen und spielten in Wirtshäusern und auf den einsamen Höfen, hatten die Rucksäcke voll Essen und litten keine Not. Durch Hessen und Württemberg wanderten sie, fanden am Neckar als Gärtnergehilfen Beschäftigung und pflückten Körbe voll Apfel und Zwetschen, tranken den hellen roten Wein, der an den steilen Hängen wuchs und lobten ihr Leben, von allen Sorgen ums Morgen frei. Aber im Herbst zog es sie heim nach dem Norden, in Würzburg tranken sie sich den letzten Rausch an, dann hielt sie die leichte milde Luft des Maines nicht mehr, sie strebten nach der Heimat zurück und freuten sich ihres ersten wolkeigen Himmels und der weiten ruhigen Ebenen. Je näher sie ihrer Vaterstadt kamen, desto fester wurden ihre Vorsätze, das Leben der Landstraße nun hinter sich zu werfen und aufs neue einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen. Es reute sie beide, daß sie das Abitur nicht gemacht hatten. Nun setzten sie sich den Winter über auf den Hosenboden und lernten begierig das Versäumte nach. Voll Wissensdurst besuchten sie als Gasthörer die Universität, stritten miteinander über Kant und Schopenhauer, stopften sich voll Bücherweisheit mit einem Hunger, der unersättlich schien. Aber als das Frühjahr kam, widerstand nur der Freund den sehnsüchtigen Winden, der andere riß sich von Schule und Hörsaal wieder los und verriet die guten Vorsätze des Winters. Er schloß sich einer Gemeinschaft von jungen Siedlern an, die in der Heide Land erworben hatten. Er stach Dorf und verkaufte ihn für die notwendigsten Lebensmittel. Um eine verfallene Hütte, in der er hauste,

lag sein kleiner Acker, den er mit geliehenem Gelde erworben hatte. Hafer und Kartoffeln gediehen spärlich darauf, das Gemüse vertrocknete in der Sommerdürre, die Beerensträucher, die er gepflanzt hatte, gingen ein und im Herbst, als er mit Dorf heizte, brannte die Hütte nieder. Er sah den prasselnden Flammenschein, während er gebückt über dem Spaten im Moor stand. Seine wenigen Habseligkeiten verbrannten, ärmer als je stand er auf seinem abgeernteten Acker inmitten der weiten düsteren Einsamkeit des Oktober. Mit einem Gluck warf er den Spaten in die rauchenden Trümmer, verkaufte seinen Grund und wanderte mit schwerem Herzen davon. Es zog ihn nach dem Süden. In München überwinterte er, war Verkäufer in einem Warenhaus, Kellner in einem Kaffee. Im April fuhr er über den Brenner nach Venedig mit dem Strom der Deutschen, die gleich ihm die Sehnsucht nach dem Himmel des Südens lockte. Er wurde Kellner in Riccione, Eisverkäufer in Florenz, Fremdenführer in Neapel und Pompeji, Zeitungsverkäufer in Rom und Photograph in Genua. Dann überkam ihn wieder ein unbändiges Verlangen nach Deutschland. Er hatte den Himmel, die Sprache Italiens satt und machte sich auf die Heimreise.

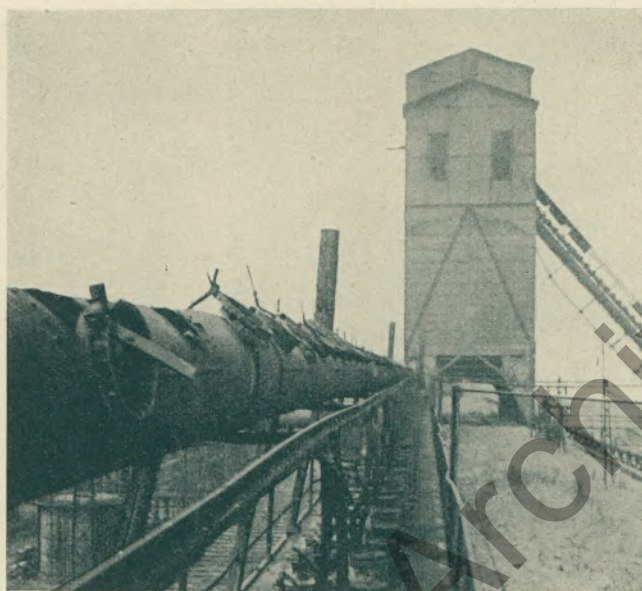
In Hamburg machte er seine Fahrprüfung und erhielt den Führerschein. Er wollte, da er Geld in Aussicht hatte, später eine Autoreparaturwerkstätte, eine Großgarage oder etwas Ähnliches eröffnen. Vorerst fuhr er als Lastwagenchauffeur. Das Fahren wurde ihm zur Leidenschaft. Fahren, fahren! Die Tage, die Nächte hindurch, nach Westen, nach Süden, über alle Straßen, hinaus aus den Städten, hinein in das grüne Land, in das Hügelland, in die Ebenen! Ruhig und sicher saß er am Steuerrad, den Fuß auf dem Gaspedal, die Augen über der Straße. Zuweilen schweifte sein Blick über die Acker, über das Gartenland, über die Wälder. Er umarmte das alles, hielt den Wagen da und dort mitten auf der Landstraße an und lauschte den Lerchen, lauschte dem Gausen in den Baumkronen. Dann ließ er den Kopf müde auf das Steuerrad sinken und dachte über sein Leben nach. Er erinnerte sich des Sommers, da er die Ruhe gehütet hatte. Damals war die Unruhe in ihn gekommen. Das Ahnenerbe war in seinem Blute erwacht. Er hatte die Feuer seiner Herkunft rauchen sehen, und da er die Heimstatt nicht fand, war er unftet und flüchtig wie ein Verstoßener geworden, war von Beruf zu Beruf, von Stadt zum Land, vom Lande zur Stadt geirrt, haltlos, heimatlos. Nun fuhr er als Chauffeur, um des Fahrens willen, fuhr kreuz und quer durch Deutschland, wohin man ihn schickte. Aber gehörte ihm auch alles Land an den Straßen, soweit seine Augen sahen? Wie mußte er einen Kätner beneiden, der sein Tagwerk Acker und sein niedriges Haus wirklich zu eigen hatte und mit ihnen sorgend und mühend verwich, sein Leben und seine Seele mit dieser Nahrung füllend.

Eines Nachts verunglückte er. Er war durch das Stader Land auf Hamburg zu gefahren, seine Blicke waren immer wieder nach dem hellen, mondbeschienenen Elbstrom, der breit und ruhig dort in der Ferne lag, abgeschweift. Amerika! dachte er. Ein großer Dampfer mit vielen Lichtern fuhr den Strom abwärts. Vielleicht kommt man drüben, in einer neuen Welt, zur Ruhe, vielleicht kann man dort, wo die Geschichte jedes Lebens mit einem neuen Blatt beginnt, die Vergangenheit auslöschen.

Dann stieß der Wagen mit dem rechten Vorderrad gegen einen Chauffeestein, wurde herumgerissen und überschlug sich im Graben. Der Chauffeur flog durch die Windschutzscheibe, die splitternd in Stücke ging, auf einen Acker. Sein Blut sickerte in die feuchten schwarzbraunen Krümen. Als man den Toten fand, hielt er in beiden Fäusten verkrampt eine Handvoll Erde.



„... Auf der Plattform der Hochofenbatterie wächst mannshohes Gestrüpp...“



„... und der Rost nagt an den riesigen freiliegenden Gasleitungen...“

Und neues Leben . . .

Gedanken zur Wiederinbetriebnahme der Zentralkokerei „Westende“ am 1. August 1934.

Anfang 1931.

Das Schicksal eines der größten Eisenwerke Deutschlands, der „Hütte Ruhrort-Meiderich“, und der mit ihr auf Gedeih und Verderben verbundenen Kokerei „Westende“ ist besiegelt. Sie wird, nein, sie muß stillgelegt werden.

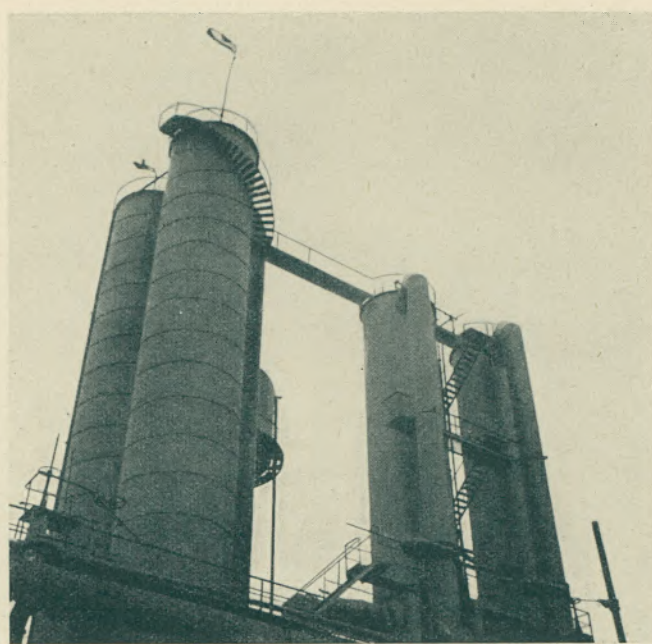
Der Grund: Unmöglichkeit auf der einen Seite, bei der damaligen bedrückten Wirtschaftslage mit den Erzeugnissen der Hütte, die zum größten Teil auf Export angewiesen ist, konkurrenzfähig zu bleiben; Unfähigkeit auf der anderen Seite, sich von parteipolitischen Doktrinen und gewerkschaftlicher Blickverzerrung freizumachen und einem Abkommen zuzustimmen, das zwar eine Lohnherabsetzung in sich schließt, dabei

aber gleichzeitig die Weiterbeschäftigung von mehr als 6000 Arbeitern sicherstellt. Dr. Bögl er erklärte damals:

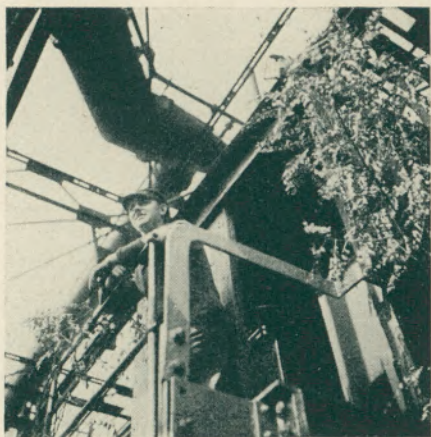
„Wir glaubten, gerade in der heutigen Zeit dieses Opfer auf uns nehmen zu müssen. Werk und Belegschaft sind unmittelbar verbunden — das ist auch in einzelnen mündlichen und schriftlichen Rundgebungen an mich und die Herren der Werksleitungen zum Ausdruck gekommen. Wir machten unser Angebot zugleich aus der Erkenntnis, daß eine Wiedergesundung der deutschen Wirtschaft nur dann kommen kann, wenn wir uns alle zusammen tun zu dem gemeinsamen Entschluß, auf einen wesentlichen Teil aller in der privaten wie in der öffentlichen Wirtschaft durch die Politik der letzten Jahre überhöhten Einnahmen



„Gespenstisch ragen die schwarzen Silhouetten der Hochofen in den strahlend-blauen Himmel...“



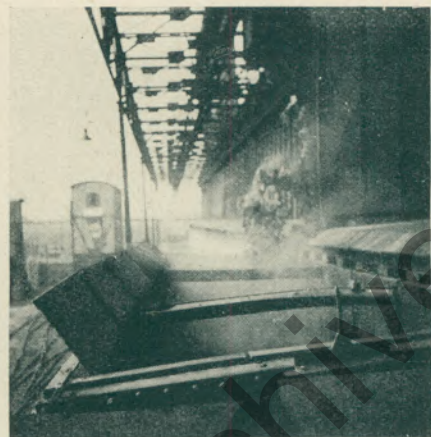
Die Ammoniakwäscher der Zentralkokerei „Westende“ am 1. August 1934.



Der Maschinist auf der bekränzten Lokomotive.



Die erste Schicht nach 3½ Jahren.



Der erste Koksstucken wird ausgedrückt.

zu verzichten. Deswegen unser bindendes Angebot an die Belegschaft und deswegen unsere Aufforderung an die Gewerkschaften, das Werk aus dem Lohnvertrag freizugeben, um ein unmittelbares Abkommen mit der Arbeiterschaft zu schließen. Sie kennen den Ausgang.

Ich fürchte, unseren Arbeitern, und zwar nicht nur auf der Hütte Ruhrort-Meiderich, sondern in ganz Deutschland, ist damit ein schlechter Dienst erwiesen worden."

Die unvermeidbare Stilllegung der Hütte infolge Ablehnung des Angebotes verhilft der Stadt Ruhrort zu dem zweifelhaften Ruhme, mit über 40 % Unterstützungsempfängern den stärksten Prozentsatz aller deutschen Städte an Erwerbslosen in ihren Mauern beherbergen zu dürfen.

Anfang 1933.

Die sonst über dem Industriegebiet lagernde graue Dunstschicht, Symbol und Wahrzeichen des rastlosen Schaffenswillens in der Eisen- und Stahlschmiede Deutschlands, ist an vielen Stellen aufgelockert und durchbrochen. Hier, über der Hütte Ruhrort-Meiderich, ist sie gänzlich fortgesetzt. Gespenstisch ragen die schwarzen Silhouetten der Fördertürme und Hochöfen in den strahlend-blauen Himmel. Die wirbelnden Seilscheiben stehen still, die riesigen Gebläsemaschinen, die stampfend und keuchend den heißen Wind aus den Winderhizern in die Hochöfen jagen, um den Schmelzprozeß zu beschleunigen, sind stumm. Rost frißt in den eisernen Gerüsten und an den Außenwänden der kirchturmshohen Ammoniakwäscher, Rost nagt an den Schrägaufzügen der Hochöfen und an den riesigen freiliegenden Gasleitungen, die von der Kokerei zu den Hochöfen laufen. Auf der Plattform der Koksofenbatterie aber — dort, wo früher Tag für Tag rund hundert Waggons Feinkohle von der Füllmaschine in die 120 Kammern gefüllt

wurde, um nach 24 Stunden „Garung“ dem Hochofen als Koks zugeführt zu werden — wächst mannshohes Gestrüpp. Und zwischen graustacheligen Distelblüten und weißleuchtenden Margueriten, zwischen blauen Glockenblumen und rotem Fingerhut gaukeln Schmetterlinge als ob es niemals anders gewesen wäre und — niemals wieder anders werden könnte.

Draußen vor den Toren dieses „Jdyls“ aber gehen 6500 Arbeitswillige, die zum Teil schon durch Generationen hindurch mit dem Werk verbunden und verwachsen waren, „stempeln“ und sehen die von Tag zu Tag und von Jahr zu Jahr zunehmende Verwitterung des Werkes, dessen endgültiger Zerfall auch ihr Schicksal besiegeln muß.

Ende 1933/Anfang 1934.

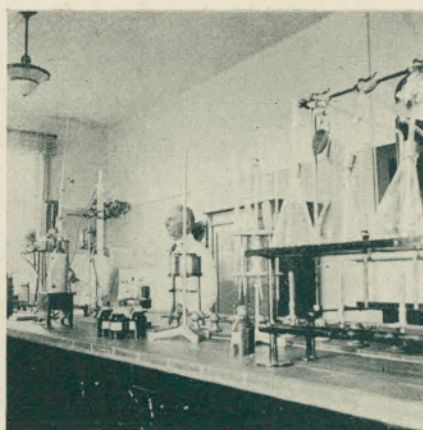
Beginn der Arbeitschlacht im Westen. Die ersten Cappenwerden vertrieben. Die Vereinigten Stahlwerke — mit einer Belegschaft in besseren Zeiten von rund 200000 Arbeitern der Etirn und der Faust das größte deutsche industrielle Unternehmen — sind sich der ihrer Bedeutung erwachsenden Verpflichtung bewußt. Schon in den letzten Monaten des Jahres 1933 werden unter anderem auch die Vorarbeiten zur Wiederinbetriebnahme der Hütte Ruhrort-Meiderich aufgenommen.

Am 21. März 1934, als Auftakt zur Frühjahrsoffensive, beginnen sich zwei Walzenstraßen zu drehen, die 500 Arbeiter „stempelfrei“ machen. Aber noch müssen die rotglühenden Stahlblöcke, die auf den wieder in Betrieb genommenen Walzenstraßen zu Formeisen und Schienen werden, von der in der Nähe gelegenen August-Thyssen-Hütte gestellt werden.

Der Tag der deutschen Arbeit, der 1. Mai, ist hoffnungsvoller Großkampftag. Zwei Hochöfen werden angeblasen, das Thomaswerk und ein weiteres Blockwalzwerk in Betrieb genommen. Die Zahl der werktätigen „Kämpfer“ wächst auf 2500.



Vor der Maschinenhalle.



Im Laboratorium füllen sich wieder Gläser und Retorten.



Die Betriebsleitung ist zufrieden: alles klappt!



„Fanget an!“

Nun ist der Kreis fast gerundet. Am großen Verladeplatz der Hütte, am Rheindamm zu Duisburg-Laar, drehen sich wieder die Kräne, um das Erz aus den Bunkern der aus Schweden und Afrika und Kanada einlaufenden Schiffe herauszuholen und es auf die werkseigene Bahn umzuschlagen, die den hungrigen Hochofen stündlich neue Nahrung zuführt. Und aus den Hochofen fließt in regelmäßigen Abständen das weißglühende Eisen, um von hier die kurze Reise zu den Riesenbirnen des Thomaswerkes anzutreten, die das Eisen zu Stahl kochen. Und hinter dem Thomaswerk, das seine Feuergarben mit gewaltigem Getöse gen Himmel schleudert, warten schon die Walzenstraßen auf die rotglühenden Stahlblöcke, um aus ihnen Formeisen und Schienen und Eisenbahnschwellen zu machen, die in alle Weltteile gehen.

Nur eins fehlt bisher noch, um den Ring zu schließen; der werkseigene Koks, mit dem die Hochofen beschickt werden müssen, um das Eisenerz zu erschmelzen.

Am 1. August 1934 ist auch diese Lücke ausgefüllt. Die Zentralkokerei „Westende“, mitten in dem großen, über drei Quadratkilometer fassenden Komplex der Hütte Ruhrort-



Zum ersten Male seit 3 Jahren quillt wieder die charakteristische weiße Dampf Wolke aus dem Koks löschurm.

Meiderich gelegen, erwacht zu neuem Leben. Der zur Zeche „Westende“ gehörige Kump-Schacht trägt ihr die Kohle zu, die sie in 128 Öfen mit einer Tagesleistung von tausend Tonnen zu Koks verarbeitet, um dabei gleichzeitig täglich bis zu 400 000 Kubikmeter Gas zum Befeuern der Walzwerksöfen und zum Ausgleich der Koks gaswirtschaft in der westlichen Hüttengruppe der Vereinigten Stahlwerke abzugeben. Von den waggenteile abfallenden „Neben“produkten, wie Teer, Benzol und Ammoniak, ganz zu schweigen.

Ausblick.

Freilich, noch ist damit bis heute erst ein Teil der einst über 9000 Mann zählenden Belegschaft der Hütte Ruhrort-Meiderich und ihrer Nebenbetriebe wieder in Arbeit und Brot. Aber — der erste Satz der großen Symphonie deutscher Arbeit steht, untermalt von Werksirenen und den dumpfen Gongschlägen, die alle fünf Stunden einen neuen Hochofenabschich anfündigen.

Der Weckruf des Führers: „Fanget an!“ ist kraftvoll und zukunftsgläubig in die Tat umgesetzt.

Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag!

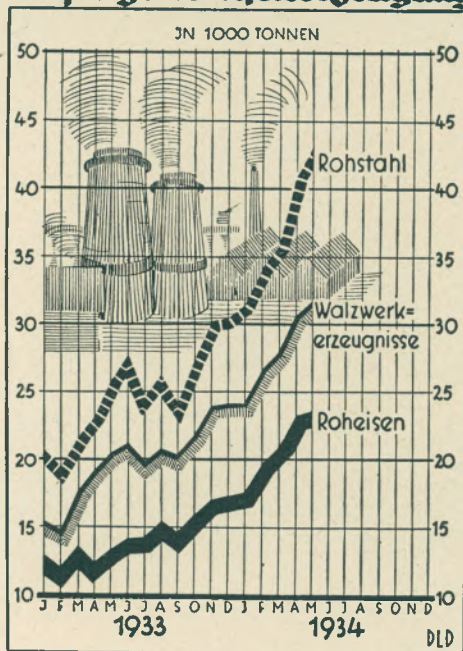


Blick aus dem Laboratorium auf den Kump-Schacht.



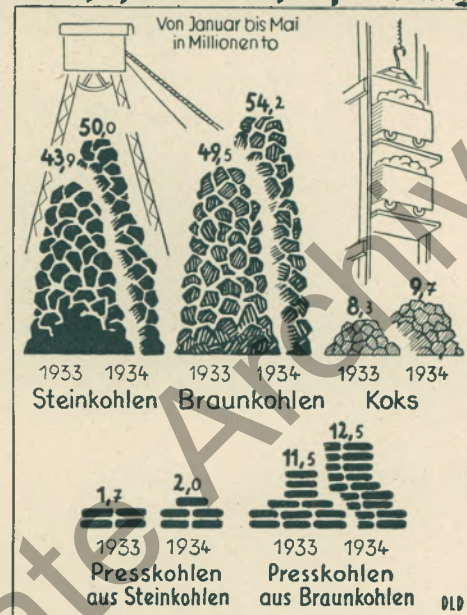
Jetzt kann's losgehen!

Gesteigerte Eisenerzeugung



Die deutsche Wirtschaft im Zahlenbild.

Deutschlands Kohlenförderung



Die Erzeugung von Rohstahl, Roheisen und Walzwerkserzeugnissen steigt seit der Wirtschaftsbelebung durch die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen der Reichsregierung stetig an. Diese Zahlen, die unabhängig von allen Arbeitslosenziffern und allen anderen Wirtschaftszahlen sind, beweisen unwiderlegbar die Belebung der deutschen Industrie. Wie das Institut für Konjunkturforschung errechnete, erzeugt die deutsche Industrie im laufenden Jahre bereits mehr Waren als die Industrien anderer Länder Europas, auch mehr als die Industrie Großbritanniens.

allein der Verbrauch an Hausbrandkohle bedeutend ansteigen, da jetzt weite Kreise der Bevölkerung, die früher als Arbeitslose auf die Unterstützung angewiesen waren, wieder in der Lage sind, sich Brennmaterial anzuschaffen. Es ist deshalb für die kommenden Monate mit einer weiteren Steigerung der Kohlerzeugung zu rechnen.

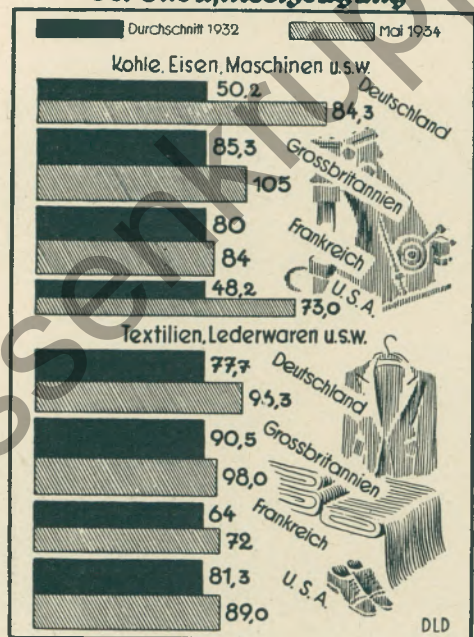
Deutschland erzeugt mehr Industriewaren als alle anderen Länder.

Beträchtliche Steigerung der Kohlenförderung.

Die Wirtschaftsbelebung in Deutschland zeigt sich auch in dem gesteigerten Verbrauch von Kohle. Im allgemeinen wurden in den ersten fünf Monaten dieses Jahres ungefähr 10 bis 15 % mehr Kohlen gefördert als im Vorjahre. Wenn der Herbst naht, wird vor

ungefähr der zehnte Teil der Weltproduktion an Industriewaren wird in Deutschland erzeugt. Dabei steigt die Industrieproduktion in Deutschland noch immer weiter an, während in fast allen Staaten in den letzten Monaten ein gleichbleibender Stand der Erzeugung festgestellt wurde. In Frankreich und Italien geht in den letzten Monaten die Erzeugung an Industriewaren sogar wieder zurück.

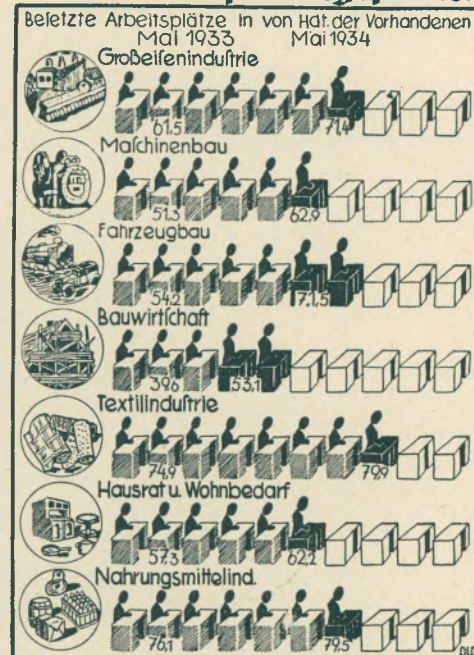
In Deutschland stärkste Steigerung der Industrieerzeugung



Die Auswirkung der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen.

Der Rückgang der Arbeitslosigkeit war bei den kaufmännischen und Büroangestellten bisher etwas geringer als im Gesamtdurchschnitt. Ebenso verhält es sich bei den Industrieangestellten. Dazu ist aber festzustellen, daß die Arbeitslosigkeit bei den Industrieangestellten nicht so groß war wie bei den Industriearbeitern. So waren zum Beispiel in der Bauwirtschaft nur weniger als die Hälfte der Angestellten entlassen, während bei den Bauarbeitern die Arbeitslosigkeit vier Fünftel und mehr ausmachte. Daraus erklärt es sich, daß auch die Abnahme der Arbeitslosigkeit prozentual nicht im gleichen Umfange eintreten kann wie bei den Arbeitern der einzelnen Industriezweige. Durchschnittlich sind zwei Drittel der Arbeitsplätze der Industrieangestellten, die überhaupt verfügbar sind, wieder besetzt. Die durch die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen besonders geförderten Industriezweige, wie der Fahrzeugbau, die Bauwirtschaft, die Industrie für Hausrat und Wohnbedarf, haben prozentual betrachtet, auch am meisten Angestellte einstellen können.

Die Arbeitslosigkeit bei den Industrieangestellten





Aus: Friedrich Wilhelm Bessel,
Abhandlungen. Leipzig 1875.

Vom Handlungslehrling zum bedeutendsten Astronomen seiner Zeit.

Zur 150. Wiederkehr des Geburtstages Friedrich Wilhelm Bessels.

Wer als rechnender Ingenieur mit sogenannten etwas schwierigeren Aufgaben zu tun hat, dem sind gewiß im Vortrag oder im Schrifttum schon die Besselschen Funktionen begegnet, mit deren Hilfe das tiefere Eindringen in viele technisch wichtige Aufgaben erst möglich wird. In der Baustatik, im Eisenbetonbau, in der Elektrotechnik, in der Schwingungslehre, bei Elastizitätsfragen, in der Strömungsphysik und der Wärmeleitung, ganz abgesehen von der allgemeinen mathematischen Physik und der Astronomie, die die Untersuchungen Bessels über die später nach ihm benannten Funktionen veranlaßte, erweisen sich diese als ein mächtiges Hilfsmittel.

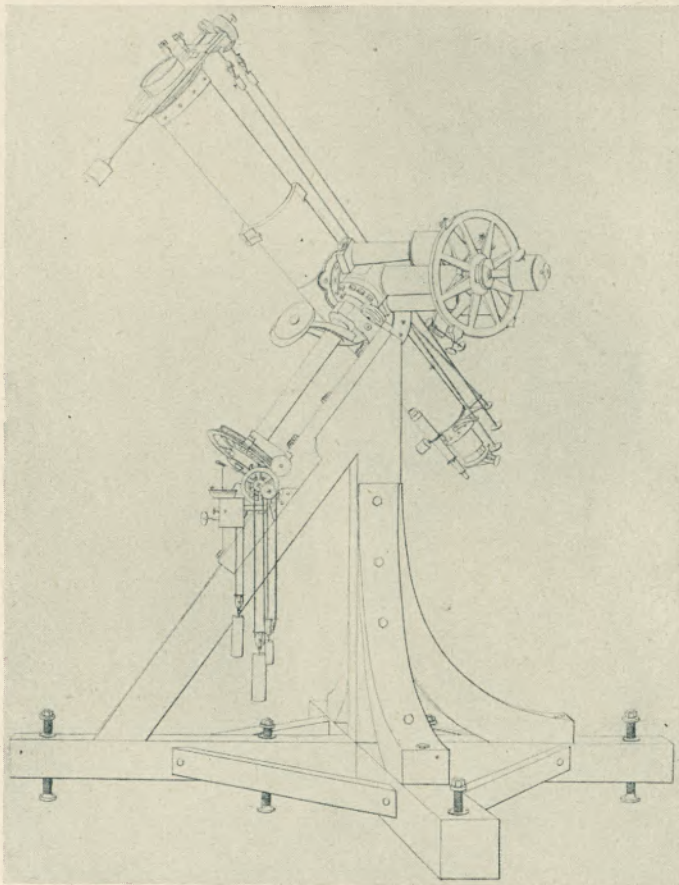
Aber der normale mathematische Unterricht der Technischen Hochschulen bringt darüber nichts, Lehrbücher, namentlich in deutscher Sprache, die den Suchenden kurz und treffend unter Weglassung unnötigen mathematischen Beiwerks in die Handhabung Besselscher Funktionen für die Anwendungen einführen, gibt es nicht. So kommt es denn, daß das Wort „Besselsche Funktionen“ wie eine Sphäre wirkt, die beim Lesenden den Gedankengang und im Vortrag die Verbindung zwischen Vortragendem und Hörer zerschneidet. Und doch ist ihre Handhabung im Grunde in keiner Weise schwieriger als der Umgang mit den Kreisfunktionen oder der Logarithmentafel. Der Verfasser hat daher häufig im Vortrag statt einer mathematischen Einleitung es vorgezogen, auf den außerordentlich interessanten Werdegang dieses genialen Deutschen hinzuweisen.

Bessel wurde zu Minden in Westfalen als Sohn eines Justizbeamten geboren. Er hatte acht Geschwister, zwei Brüder und sechs Schwestern, „... und es erforderte oft das reiflichste Nachdenken des Vaters sowie auch seine angestrengteste Tätigkeit, die zu dem Unterhalte und dem Unterrichte so vieler Kinder nötigen Mittel herbeizuschaffen. Er war darin dennoch erfolgreich. Hätte er länger gelebt, so würde es ihn, den Subalternbeamten

eines Justizkollegiums, glücklich gemacht haben, seinen ältesten und seinen jüngsten Sohn zu der Würde von Präsidenten des Landgerichts, den ersten in Allee, den letzteren in Saarbrücken, gelangen zu sehen; während der mittlere Sohn zwar kein Rechtskundiger geworden ist, sich aber doch mancher Auszeichnung zu erfreuen gehabt hat“. So schreibt er in seinen Lebenserinnerungen.

In seiner Jugend und in der Schule zeigte der junge Bessel, außer daß er andern Schülern oft nachgesetzt wurde, keinerlei besondere Leistungen. Die Anfangsgründe des Lateinischen waren ihm stets zuwider, und so wurde er auf seinen Wunsch aus der Untertertia des Mindener Gymnasiums genommen, um auf Grund seiner guten Fähigkeiten im Rechnen den Kaufmannsstand zu wählen. Sein Wunsch wurde unterstützt durch einen seiner Gymnasiallehrer, dem er ein mit Sand in einer Untertasse selbst geschliffenes Brennglas gezeigt hatte, und der dadurch besondere Fähigkeiten in der Mathematik und Naturlehre bei dem kleinen Bessel vermutete.

Durch Verbindungen seines Vaters kam Bessel am 1. Januar 1799 in das Handelshaus A. G. Kulenkamp & Söhne in Bremen zu einer siebenjährigen Lehrzeit. Hier lernte er das Kaufmännische zur vollsten Zufriedenheit seiner Prinzipale, und an die Zukunft denkend, erschien dem mittellosen jungen Mann in dem regen Leben der Hansestadt als einziger Weg der durch das Ausland. Dabei hielt er einige Kenntnis der Schiffsfahrtskunde für nützlich, obwohl die Navigation nicht zur Tätigkeit eines Kaufmanns gehörte. Neben der damals noch üblichen einfachen Schiffsrechnung wollte er auch in der „modernen Kunst“ erfahren sein, und mit Sextanten und Sekundenuhr durch Beobachten der Himmelskörper den Schiffsort bestimmen. So befaßte er sich denn neben der Nautik mit der Sternkunde und er sah, „daß es eine Mathematik gebe und daß sie von



Das auf der Königsberger Sternwarte befindliche, nach Anweisung Bessels von Fraunhofer erbaute große Heliometer, mit dem es Bessel zum ersten Male gelang, die Entfernung eines Fixsternes zu bestimmen. (Aus der „Astronomischen Nachrichten“, Altona 1830.)

Nutzen sei bei der Auflösung nautischer Probleme!“ So kam Bessel auch zur Mathematik, alles als Autodidakt, ohne daß er mit einem vernünftigen Manne darüber reden konnte. Mit Hilfe des ihm befreundeten Büchsenmachers Helle baute er sich selbst einen Sextanten, um hier in Bremen schon astronomische Beobachtungen vornehmen zu können. Es gelang ihm auch gleich im Anfang, den Mittagsunterschied von Paris für Bremen auf nahezu eine Sekunde genau zu bestimmen.

Bessel war in die Astronomie geraten, in dem er einige Kenntnisse in der Seefahrtskunde suchte. Hierzu war aber noch ein zweiter wichtiger Grund mitbestimmend, nämlich daß damals in Bremen ein bedeutender Astronom lebte, Dr. W. Olbers, der sich um die Erforschung von Kometen und Planetoiden sehr verdient gemacht hat. Olbers war enger Mitarbeiter von Gauß. Um die Bekanntschaft Olbers zu gewinnen, hatte Bessel die Berechnung der Bahn des Hallenschen Kometen von 1607 auf Grund vorhandener aber noch nicht ausgewerteter Beobachtungen vorgenommen. Bessel bat Olbers auf der Straße, ihm einen geringen astronomischen Versuch, den er gewagt habe, vorlegen zu dürfen. Der Wunsch wurde gewährt, und schon am folgenden Tag, dem 29. Juli 1804, hatte Bessel ein Schreiben von Olbers in Händen, in dem es heißt, daß die Arbeit höchstens in einer Richtung getadelt werden könne, nämlich daß weit mehr Zeit, Mühe und Schärfe auf die Berechnung der Beobachtungen verwandt wurde, als diese verdienen. — Dieselbe Arbeit, die einem Halle mit zur Unsterblichkeit verhalf, hatte der eben zwanzigjährige Handlungslehrling ohne jede Anleitung, ohne ein ordentliches Studium glänzend vollbracht, und zwar nur aus Freude an der Astronomie, ohne daran zu denken, daß diese einst sein Berufsfach werden würde.

Die weitere Entwicklung Bessels war nun durch die Zusammenarbeit mit Olbers bestimmt, er wurde durch ihn schnell in die damaligen wissenschaftlichen Kreise eingeführt. Am 21. Dezember 1804 schreibt Gauß: „...Ich wünsche mir übrigens Glück, Ihnen bei dieser Gelegenheit be-

zeugen zu können, wie große Hochachtung mir Ihr neulich bekanntgemachter Aufsatz über den Hallenschen Kometen für Sie eingefloßt hat, und wie herzlichen Anteil ich an der Acquisition nehme, die die Sternkunde an einem so viel versprechenden Mitarbeiter gemacht hat.“ So wurde der junge Mann bald ein hochgeschätzter Mitarbeiter von Olbers und Gauß, und während seiner Bremer Lehrzeit hat er noch manche wertvolle astronomische Arbeit geleistet. Es ist daher nicht verwunderlich, daß der junge Kaufmann nach Vollendung der sieben Jahre nicht bei dem erlernten Beruf blieb, sondern gern dem Ruf des Privatastronomen Oberamtmann Hieronimus Schröter in Lilienthal bei Bremen folgte, sein Mitarbeiter zu werden. Am 19. März 1806 ging Bessel von Bremen fort. Auch der vierjährige Lilienthaler Aufenthalt war reich an Erfolgen.

„In trauriger, verworrener Zeit, beraubt eines besten Teils des Landes und seiner Kräfte, hatte Friedrich Wilhelm III. von Preußen den schönen Mut, im engen Anschluß an die Stiftung der Berliner Universität, in Königsberg ein Institut zu gründen und reich auszustatten, welches fern von allem Getriebe irdischer Leidenschaft gleichsam den Weg nach dem Unvergänglichen dauernd zeigen, in seiner Tätigkeit nur die idealen Güter der Menschheit pflegen und zu vermehren trachten sollte. Kein Würdigerer wohl als Bessel war zu finden, der im Sinne des erhabenen Stifters die Leitung der neu zu errichtenden Sternwarte hätte führen können. Dem an ihn ergehenden Rufe folgte der junge Lilienthaler Astronom, trotz mancher anderer und lockender Ausichten und Anträge, mit Freuden und siedelte im Mai 1810 nach Königsberg als Professor der Astronomie und Direktor der Sternwarte über.“ Der Sechszwanzigjährige, der nie eine Universitätsvorlesung gehört hatte, begann jetzt in Königsberg eine Tätigkeit, wie sie kaum ein zweiter Astronom aufzuweisen hat, denn wohl keiner war wie Bessel in so hohem Maße sowohl Theoretiker als auch Beobachter. Kein Gebiet der Astronomie selbst und ihrer Grenzgebiete gibt es, zu denen Bessel nicht bedeutende Beiträge geliefert hat, Geodäsie, Mathematik und Physik verdanken ihm bedeutende Fortschritte.

Bessel war der erste, dem es mittels des Fraunhoferschen Heliometers gelang, die Entfernung eines Fixsternes exakt zu bestimmen, wozu man sich über ein Jahrhundert lang vergeblich bemüht hatte. Er bestimmte die Maße unserer Erde mit einer Genauigkeit, die bis heute noch nicht wesentlich übertroffen ist. Daß der Sirius ein Doppelf Stern ist, schloß er aus gewissen Unregelmäßigkeiten seines Standortes, er berechnete Größe und Umlaufzeit des Begleiters voraus, eine Feststellung, die erst viele Jahre später durch die amerikanischen Niesenfernröhre bestätigt werden konnte; denn nur diese waren stark genug, den Sirius als Doppelf Stern aufzulösen. Diese Großtat menschlichen Geistes ist der Vorausberechnung des Neptun aus den Störungen der Uranusbahn durch den Franzosen Le Verrier würdig zur Seite zu stellen. Auch das wäre vielleicht Bessel gelungen, wenn nicht sein mit dieser Aufgabe betrauter Mitarbeiter Flemming zu früh gestorben wäre. Bessel bestimmte die Länge des Sekundenpendels für Königsberg, und konnte bei den Untersuchungen darüber auch nachweisen, daß der Luftwiderstand nicht mit dem Quadrate der Geschwindigkeit wächst, wie man nach Newton allgemein annahm.

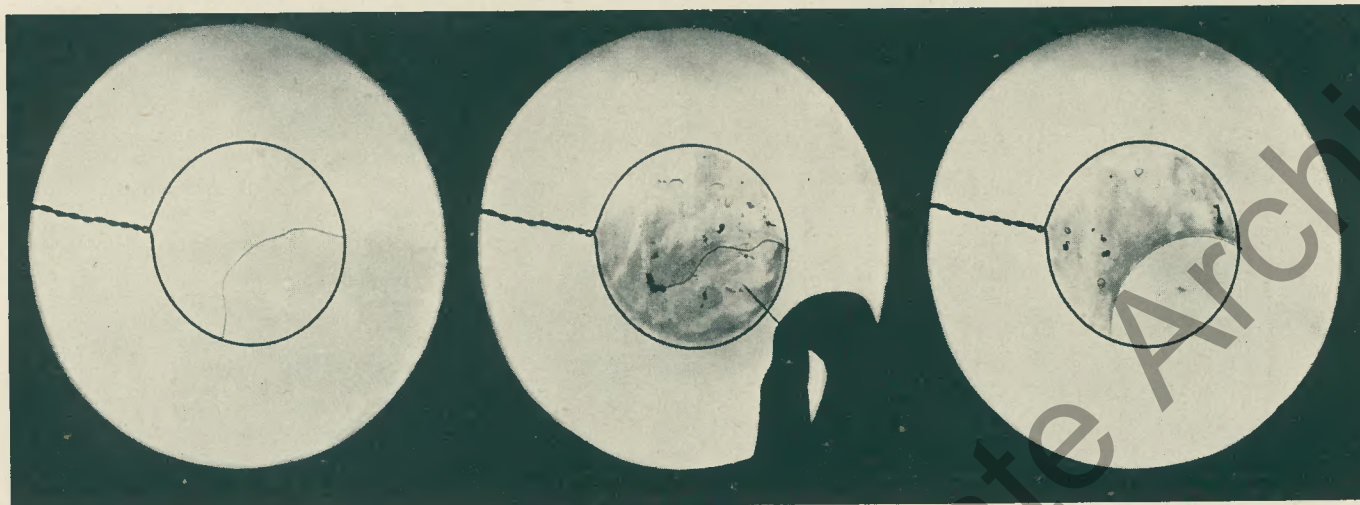
Bessel führte ein glückliches Familienleben. Bald nach seiner Ankunft in Königsberg hatte er sich mit Johanna Hagen verheiratet. Als Mensch hochgeschätzt, liebte er auch die Geselligkeit, deren Mittelpunkt er durch seine geistvolle Unterhaltung stets war. Unermüdlich tätig, hatte jedoch auch späterhin die große Anstrengung seine Gesundheit untergraben, erst 62 Jahre alt starb er am 17. März 1846.

Seine erste Veröffentlichung über die auch nach ihm benannten Funktionen erschien 1816, die Hauptabhandlung 1824, beide hatten eigentlichen astronomischen Inhalt. Die Vorarbeiten hierzu reichen aber gewiß bis in die Bremer Zeit zurück. Wer also glaubt, vor der „Besselschen Funktion“ die Waffen strecken zu müssen, der wolle bedenken, daß sie das Werk eines Kaufmannslehrlings sind, der wegen mangelnder Lateinkenntnis aus der Untertertia des Gymnasiums abging.

Aber nicht nur diesen Nützlichkeitsstandpunkt wollen wir einnehmen, wir sollten auch eines Wortes unseres Max Maria von Weber gedenken: „Kein Volk weiß weniger von seinen großen Männern, wenn es nicht gerade Soldaten, Dichter oder Künstler sind, als das deutsche, das Volk der Dichter und Denker, das von allen Völkern der Erde am meisten lesen und schreiben kann.“

G. Vogelpohl.

Die Rundschau



Oberflächenspannung.

Lichtbild: Leonhardt.

An einem locker in einem Drahtring angebundenen Haar soll die Oberflächenspannung nachgewiesen werden (Bild 1). Der Drahtring wird in Seifenschaum getaucht; ein hauchdünnes Häutchen spannt sich im Ring, das Haar schwimmt ungespannt im Häutchen, das nunmehr durchstochen wird (Bild 2). Das Häutchen schnellst zurück, bis es wieder Halt findet an dem Haar, das durch die Oberflächenspannung jetzt gestrafft wird (Bild 3).

„Quellungsdruck“ und „Oberflächenspannung“.

Spielereien von heute — Kraftquellen von morgen.

Aus der „Berliner Illustrierten“.

Die Eroberung einer neuen Naturkraft für die menschliche Technik vollzieht sich gewöhnlich in drei Etappen:

Als Merkwürdigkeit tritt sie in das Blickfeld.

Die Merkwürdigkeit wird — für die Wissenschaft — zu einem „theoretischen Problem“.

Dann kommt die Technik und nutzt die „neue“ Kraft praktisch aus.

Früher erforderte dieser Weg Jahrhunderte.

Heute kann er — unter günstigen Umständen — in wenigen Jahrzehnten zurückgelegt werden.

Solche Merkwürdigkeiten, die (im Prinzip) fast unbeschränkte technische Möglichkeiten in sich bergen, liefert uns der Alltag weit häufiger, als wir annehmen.

Meist als „Spielerei“.

Nehmen wir — als Beispiel — die bekannten „Hauchblättchen“. Das sind buntgefärbte Gelatinefolien, die man nur anzuhängen oder auf die Hand zu legen braucht, damit sie sich — blühschnell — zusammenkrümmen.

Die Wissenschaft, die gewohnt ist, auch unscheinbarsten Dingen „auf den Grund“ zu gehen, hat in diesen Hauchblättchen ein höchst interessantes „Problem“ entdeckt.

Sie hat festgestellt, daß es nichts anderes ist als der Wasserdampf der Poren oder der ausgeatmeten Luft, der den Mechanismus der Krümmung auslöst, und daß die Gelatine dabei — quillt.

Die „Kraft“ aber, die hinter dieser Quellung steckt, hat sie als „Quellungsdruck“ erkannt.

Und das ist keine unbeträchtliche Kraft.

Da hat ein englischer Gelehrter den Quellungsdruck der Erbsen gemessen und gefunden, daß die in einem eisernen Topf eingeschlossenen quellenden Erbsen ein Gewicht von 170 Pfund zu heben vermögen. (Soviel wiegt ein erwachsener Mensch.)

Noch mehr: Ein deutscher Gelehrter, der mit dem Quellungsdruck der Stärke experimentierte, fand heraus, daß 2523 Atmosphären (!) notwendig sind, diesen Druck zu „kompensieren“.

Und trotzdem: Der Quellungsdruck, obwohl schon seit Urzeiten zu Sprengzwecken ausgenutzt, ist als Energiespender für Maschinen heute noch — eine technische Utopie.

Bei einer anderen sehr merkwürdigen Erscheinung ist der Sprung von der Theorie in die Praxis unlängst geglückt. Beim Schaum.

Was gibt es „einfacheres“ als Schaum schlagen. Zum Beispiel Seifenschaum.

Man braucht nur etwas Seife zu nehmen, am besten Schmierseife, ein bißchen Wasser, ein Gefäß — und wenn man ein paarmal mit der Hand in der Seifenlösung herumpantscht, hat man den schönsten Seifenschaum vor sich.

Und damit eines der interessantesten Probleme der modernen Wissenschaft überhaupt.

Da nämlich, wo Luft und Wasser — durch die schlagende Hand — „untereinander“ gekommen sind, da, wo sie (auch nur für den Bruchteil einer Sekunde) Gelegenheit hatten, eine „innere Oberfläche“ zu bilden, da ist die Seife hineingeschossen.

Sie hat die sonst so flüchtige „innere Oberfläche“ (die innere Grenzfläche zwischen Wasser und Luft) haltbar gemacht.

Und spannt nun in tausend feinen Häuten Wasser um Luft — als ein „Wabenstern“, ein Schaum.

„Oberflächenspannung“ nennt die in diesen Dingen niemals verlegene Wissenschaft jene merkwürdige Kraft, die Seife „in die Oberfläche“ zu jagen vermag.

Aber auch die kühnste Phantasie hat nicht vorausgesagt, wo diese Oberflächenspannung ihre erste praktische Anwendung „im großen“ finden sollte: In der Erzaufbereitung.

Denn das von Amerika zu uns gekommene Flotationsverfahren ist (im Prinzip) nichts anderes als der beim Seifenschaum uns so bekannte und doch so geheimnisvoll gebliebene Prozeß.

Erzhaltige Steinmassen werden gepulvert, durch Zugabe von Wasser geschlemmt, mit Öl versetzt, mit Luft durchblasen, und im Ölschaum, der an die Oberfläche steigt, findet sich das — reine Erz.

Das Flotationsverfahren — und darin liegt seine große wirtschaftliche Bedeutung — erlaubt eine Ausbeutung von Erzlagern selbst da, wo ein zu niedriger Erzgehalt eine Erschließung bisher nicht lohnte.

Die theoretische Wissenschaft arbeitet nicht zweckhaft, sondern auf Erkenntnis hin.

Sie kann nie wissen, ob ein Problem eines Tages vielleicht praktische Bedeutung gewinnt.

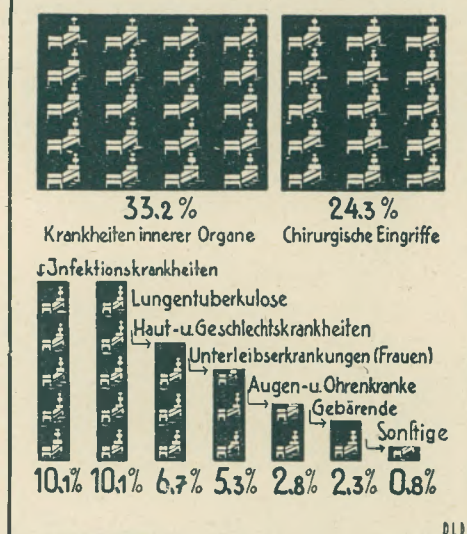
Sie darf sich um wirtschaftlich zweckgebundene Zielsetzungen auch grundsätzlich nicht kümmern.

Aus der Vermehrung des Tatsachenmaterials, das sie durch das Experiment zutage fördert, und aus der Aufdeckung neuer Kräfte und neuer Gesetzmäßigkeiten ergibt sich eines Tages der praktische Nutzen für die Menschheit — von selbst.

Dr. A.

Was fehlt den bettlägerigen Kranken

Die ca. 13000 Betten der Krankenanstalten der Stadt Berlin waren belegt in v. 100.



Woran erkrankt der Mensch?

Es werden im allgemeinen noch keine Statistiken darüber geführt, welche Krankheiten die Menschen hauptsächlich arbeitsunfähig machen. Die Stadt Berlin veröffentlichte aber dieser Tage eine Statistik, die zeigt, wie die Betten der Berliner Krankenanstalten im letzten Jahre hauptsächlich besetzt wurden. Man sieht daraus, daß ein Drittel der Berliner Bevölkerung, die das Krankenhaus aufsuchen mußte, durch Erkrankung innerer Organe arbeitsunfähig war, nahezu ein Viertel mußte sich chirurgischen Eingriffen unterziehen. Jedes zehnte Bett wird noch immer durch Erkrankungen an Lungentuberkulose belegt. Diese Zahlen aus der 4-Millionen-Stadt geben immerhin einen gewissen Anhalt dafür, welcher Art die Erkrankungen sind, die die Menschheit in den Großstädten heimsuchen.

Was sollte ein Mensch mit sitzender Lebensweise essen?

Aus einem Artikel von Sir W. Arbuthnot Lane, Vorsitzendem der New Health Society, London, in „Physical Culture“, Neuport.
Der Verfasser ist einer der bekanntesten Chirurgen.

In allen zivilisierten Ländern finden wir eine erstaunlich große Zahl von verhütbaren Krankheiten, von denen die meisten durch frühzeitige Einschränkung richtiger Ernährungsgegewohnheiten vermieden werden könnten. Ich behaupte, daß das Ernährungsproblem eines der wichtigsten und weitreichendsten Probleme ist, das wir heutigen Menschen zu lösen haben.

Der Mensch wurde für ein tätiges Leben in der freien Natur erschaffen, und er hat sich nie ganz erfolgreich der eingepferchten engen Existenz anpassen können, mit der die Mehrheit der arbeitenden Bevölkerung sich heute abzufinden hat. Ferner müht sich der Durchschnittsmensch mit sitzender Lebensweise während wenigstens eines Drittels des Tages in einer künstlich durchlüfteten und erwärmten Atmosphäre ab, und mit Ausnahme des Wochenendes hat er wenig Gelegenheit, die Vorteile des Sonnenscheins und der frischen Luft voll und ganz zu genießen. Während des größten Teiles des Tages treten nur wenige seiner Muskeln in Tätigkeit, und das Ergebnis ist, daß sein Muskelsystem an Spannkraft verliert, und daß besonders die Bauchmuskeln erschlaffen, so daß ihre Mitwirkung bei der Darmentleerung versagt.

Diese Faktoren allein schon pflegen mit der Zeit zu Verdauungsstörungen zu führen (denn frische Luft und körperliche Bewegung sind für eine gute Verdauung wesentlich), aber wenn hierzu noch der Faktor der falschen Ernährung tritt, so sind Verdauungsstörungen die unabwendbare Folge. Daher kommt es, daß Menschen mit sitzender Lebensweise besonders anfällig sind für jene Krankheiten der Zivilisation, wie Verstopfung, Blinddarmentzündung, Magen- und Duodenalgeschwüre, Gallenblasenentzündung und Kolitis. Was aber am gefährlichsten an ihnen ist, ist, daß sie meines Erachtens den Boden vorbereiten für die Entwicklung von Krebs. Der Mensch mit sitzender Lebensweise hat deshalb allen Grund, seiner Ernährungsweise besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Er sollte sich klarmachen, daß seine Lebensweise Verstopfung begünstigt, und daß er zu deren Verhütung in der Hauptsache Gewicht legen muß auf eine richtige Ernährungsweise.

Es hat sich bei uns die Gewohnheit eingebürgert, viele unserer Nahrungs-

mittel mit chemischen Konservierungsmitteln zuzubereiten bzw. zu vergiften. Das Ergebnis ist, daß unsere Lebensmittel, statt direkt von den Feldern und Obstgärten zu uns zu kommen, wie es die Natur beabsichtigte, in Packungen, Blechbüchsen und Flaschen auf dem Umwege über die Fabrik zu uns gelangen. Bei dem Herstellungsprozeß werden gewisse lebenswichtige Elemente vernichtet.

Meine erste und wesentlichste Forderung ist, daß der Mensch mit sitzender Lebensweise sich zum größten Teile — oder besser noch: gänzlich — von natürlichen Lebensmitteln ernähren soll. Mit natürlichen Lebensmitteln meine ich Molkereiprodukte (Milch, Butter, Sahne, Käse) und Eier, Gartenerzeugnisse, wie Kartoffeln, Karotten, Kohl und alle grünen Gemüse (möglichst als Rohkost), reifes frisches Obst aller Art, Nüsse, Korn- und Hülsenfrüchte. Aus diesen Nahrungselementen läßt sich eine vollkommene Ernährung zusammenstellen — eine Ernährung, die alle Ernährungsansprüche des Körpers erfüllt und mangelhafter Gesundheit vorbeugt.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß alles Brot Vollkornbrot aus grob gemahlenem Weizen sein sollte. Wenn ich ein Diktator wäre, so würde eine meiner ersten Anordnungen die Abschaffung des Weißbrotes und weißen Mehls sein. Ich bin überzeugt, daß dies sofort zu einer Besserung der Volksgesundheit führen würde. Ferner ist der übermäßige Genuß von raffiniertem Zucker zu vermeiden. Es besteht ziemlich viel Grund zur Annahme, daß solch übermäßiger Genuß leicht zu kataraktischen Infektionen führt. Das mag daher rühren, daß der Zucker die Chemie des Körpers so ändert, daß kein Verlangen nach Fetten mehr besteht. Es ist bekannt, daß Menschen, die gerne Zucker essen, gewöhnlich eine Abneigung gegen Fette haben, und tierische Fette enthalten die Vitamine A und D, die den Körper gegen Keiminfektionen schützen.

Für Menschen mit sitzender Lebensweise ist oft die Versuchung stark, konzentrierte Kohlehydrate in Form von Kuchen und Schokolade zu sich zu nehmen, denn diese sind leicht zu beschaffen und stillen schnell den Hunger. Frauen und Mädchen sündigen in dieser Beziehung am meisten, und mangelhafte Gesundheit ist sehr häufig die Folge. Vom Standpunkt der Ernährung aus besitzen wir in Milch und Käse natürliche Proteine, welche ebenfals gut sind wie die Proteine des frischen Fleisches. Die Verwendung von Fleisch im Küchenzettel des Menschen mit sitzender Lebensweise hat seine erheblichen Nachteile. Fleisch begünstigt die Gäulnisbildung im Darm, besonders dann, wenn eine Neigung zu Verstopfung besteht. Auch vermehrt es die Gefahr der Selbstvergiftung. Ferner besteht immer die Versuchung, zuviel Fleisch zu essen, und übermäßiger Fleischgenuß ist eine ausgesprochene Gefahr für die Gesundheit; er steigert den Blutdruck, verhärtet die Arterien und schädigt die Nieren.

Man darf auch nicht vergessen, daß Fleisch ein verhältnismäßig teures Nahrungsmittel ist und man das dafür verwandte Geld viel besser für Obst und Molkereiprodukte anlegen kann. Fleisch sollte einen nur sehr beschränkten Platz in der menschlichen Ernährung einnehmen, und der Mensch mit sitzender Lebensweise sollte nur mit äußerster Vorsicht vom Fleisch Gebrauch machen. Jedenfalls ist es ratsam, Fleisch nicht mehr als einmal täglich zu essen und auch dann nur in kleinen Mengen; eine fleischlose Kost an zwei Tagen der Woche hat entschieden einen wohlthätigen Einfluß auf den Körper.

Man mache es sich zum Grundsatz, niemals zwischen den Mahlzeiten zu essen. Man esse langsam und bedächtig und vermeide während des Essens geistige Anstrengung und Ärger. Zwischen den Mahlzeiten trinke man reichlich Wasser. Sechs Glas Wasser täglich sind nicht zuviel. Man bemühe sich, den Darm zweimal täglich zu entleeren. Die Bauchmuskulatur sollte man täglich durch entsprechende Übungen stärken. Unsere Gesundheit ist zum großen Teile von den Verdauungsorganen abhängig, und Menschen mit sitzender Lebensweise, die sich ein langes Leben in ungestörter Gesundheit sichern wollen, müssen dafür sorgen, daß diese Organe stets gut funktionieren.

Seefischfang und Kälteerzeugung.

Aus einem Artikel von Charles Brachet in „La Science et la Vie“, Paris.

Man sieht oft, daß Fische tonnenweise in die Dunggrube geworfen werden, wenn der Tagesmarkt sie nicht aufnehmen kann, obwohl der Markt des folgenden oder nächstfolgenden Tages sie vielleicht aufnehmen würde; und trotzdem erweitern die Fischfangreedereien fortwährend ihre Fanggebiete.

Nichts ist launenhafter als das Auf und Ab des Fischereigewerbes. Dieses Gewerbe wartet noch darauf, daß ihm die Technik ein regulierendes Schwungrad liefert. Ein solcher Regulator muß die Möglichkeit schaffen, den Fisch lagerungsfähig zu machen, um so die Schwankungen im Ergebnis des Fischfangs auszugleichen und sie dem Markt anzupassen, der um so aufnahmefähiger sein wird, je regelmäßiger er beliefert wird.

Das Einsalzen ermöglicht es zwar, Kabeljau an Bord der Neufundlandfahrer aufzubewahren; aber man hat erachtet, daß bei einem Fang von 1875 Tonnen frische Fische kaum 325 Tonnen gesalzene Fische heimgebracht werden. Der Rest wird wieder ins Meer geworfen. Die Verwendbarkeit des Kabeljaus für das Einsalzen hat in der Tat ein gewisses Standardmaß, eine mittlere Größe, zur Voraussetzung.

Wie steht es nun mit den weniger großen Fischarten? Schellfisch, Heilbutt und Hering können durch Räuchern konserviert werden. Man kann dieses Verfahren aber nicht für den Thunfisch, die Sardine oder die

Anschovis anwenden, die in Öl eingelegt werden müssen. Dies kann aber nicht mehr an Bord geschehen. Das Schiff muß seinen Gang in kürzester Zeit zu den an der Küste errichteten Fabriken bringen; sein Fanggebiet ist infolgedessen außerordentlich begrenzt. Die Languste kann über weite Strecken transportiert werden, weil sie in den Schiffsräumen, die in Fischkästen umgewandelt sind, am Leben bleibt. Aber den ganzen übrigen ungeheuren Reichtum an essbaren Fischen, den das Meer uns nur unter der Bedingung schenkt, daß wir sie frisch genießen, da sie sich nicht aufbewahren lassen, kann nur der Küstenfischfang dem Verbraucher verschaffen.

Wenn man erst die Technik gefunden hat, den gesamten Ertrag des Fischfangs in frischem Zustande zu konservieren, wird man sehen, daß der Fisch massenhaft auf den Märkten des Inlands auftaucht, und zwar in einer Reichhaltigkeit der Auswahl, die die mittelalterlichen Verzehrer von geräuchertem Walsfisch nicht für möglich gehalten hätten und die wahrscheinlich in kurzer Zeit allen gedörrten Fisch der Welt aus dem Felde schlägt, vom Schellfisch, der allzuoft mit chemischen Mitteln „geräuchert“ wird, angefangen bis zum unvermeidlichen Kabeljau der Fastenzeit, den man oft derartig salzt, daß er fast ungenießbar wird.

Auch werden sehr feine Fischarten auf der Tafel erscheinen, die den Feinschmeckern noch unbekannt sind, weil sie nur fern vom Verbraucher vorkommen, z. B. an den Küsten von Afrika. Dann erst wird man sich darüber klar werden, welche Ernährungsmöglichkeiten das Meer bietet. Das Meer, in dem manche Fische sich bis zu 1 Million mal im Jahre vermehren, wird der ungeheure, wahrhaft unerschöpfliche Fischteich sein; der wirtschaftliche Erfolg des Fischfanges wird in Zukunft vielleicht mehr von der Auswahl als von der Menge der Beute abhängen.

Die Umriffe rationaler Lösungen des Problems zeichnen sich bereits ab, und zwar sind wir durch die „Kältetechnik“ erheblich weiter gekommen.

Bei der Konservierung einer Hammelteule oder eines Stücks Rindfleisch ist das Gefrierverfahren von nur untergeordneter Bedeutung. Es unterbindet die Tätigkeit der Fäulniserreger, aber dieses Ergebnis muß mit einer tiefgreifenden Veränderung der inneren Struktur des Fleisches bezahlt werden. Die mit gefrorenem Blut angefüllten Kapillargefäße dehnen sich aus und zerreißen. Die Scheidewände der Zellen werden auseinandergetrieben. Wenn das Auftauen auch noch so vorsichtig geschieht, das Fleisch wird den ursprünglichen Zustand doch nicht wiedererlangen; es wird also nicht mehr denselben Geschmack haben wie bei der Lieferung durch den Schlachthof. Das Fleisch des Fisches dagegen verläßt den Gefrierraum in dem gleichen Zustand, in dem es hineingekommen ist, vorausgesetzt, daß es durch und durch gefroren war. Den Wahrheitsbeweis hierfür hat der Theoretiker und Pionier der Kälteindustrie, der Genfer Professor Pictet, erbringen können, indem er gewisse lebende Fische bei einer Temperatur von -18 Grad vollständig gefrieren ließ. Nach drei Monaten taute er sie vorsichtig auf; die Tiere lebten und begannen lustig zu schwimmen.

Die meisten Fische sind von der Natur so ausgestattet, daß sie in Wasser leben können, dessen Temperatur sich um den Gefrierpunkt oder darunter bewegt (beim Gefrierpunkt gefriert das Salzwasser der Polarmeere ja noch nicht zu Eis). Die Polarmeere sind die fischreichsten Gewässer: Island, Neufundland, Grönland — jedes ein Paradies für Fischer. Der Lachs Labrador's lebt bruchstäblich im Eiswasser. In Alaska und in Sibirien halten die zugefrorenen Flüsse ihre Fische den ganzen Winter hindurch gefangen.

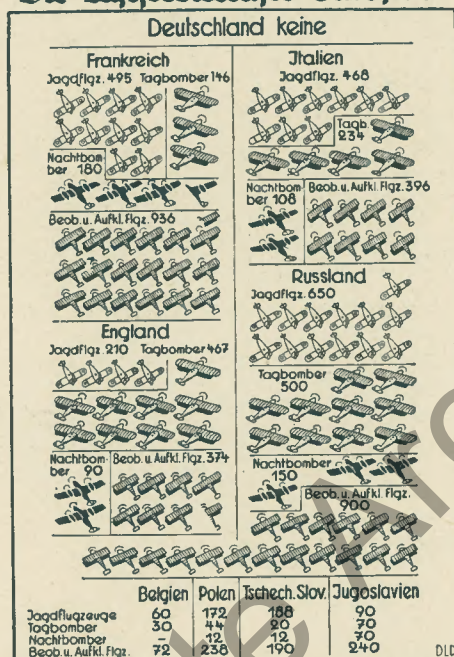
Eine erste, für das Problem der Fischkonservierung wichtige Erkenntnis ist also gefunden; das Gefrieren verändert in keiner Weise die Struktur des Fisches, der durch dieses Verfahren konserviert wird.

Ein zweiter Punkt. Ein frisch aus dem Meerwasser herausgeholtter Fisch ist ganz und gar aseptisch. Wenn die Fische daher sogleich, nachdem die Netze hochgebracht sind, an Bord des Schiffes den Gefriermaschinen zugeführt werden, ist ihre Konservierung unbedingt sicher.

Die vollständige Lösung des Problems erfordert also, daß der Fischdampfer mittels der allgemeinen bekannten Maschinen, wie sie schon auf den Frachtschiffen mit Gefrierräumen verwendet werden, Kälte an Bord herstellt. Das Gefrieren des Fisches muß jedoch außerordentlich schnell vor sich gehen. „Bei langsamem Gefrieren“, so erklärt der Marine-Ingenieur M. R. de Borja, „beobachten wir einen ähnlichen Vorgang wie beim Ausfällen von Lösungen. Das Wasser, aus dem der größte Teil der Zellflüssigkeit besteht, gefriert zunächst und bildet Eisknadeln, die sich zu immer größeren Kristallen entwickeln. Diese zerreißen die Zellwände und verändern vollständig die Struktur des Fischfleisches. Wenn man den Fisch dagegen schnell (in etwa 2 Stunden) bis -15 Grad oder etwas darunter gefrieren läßt, vermeidet man diese Ausfällung. Der Fisch gefriert gleichsam auf einen Schlag. Die Gewebe werden nicht zerstört, die Zellen bleiben unverletzt.“

Bereits jetzt fahren Schiffe mit derartigen Gefriervorrichtungen auf Fang nach den Küsten Mauretaniens, der Kanarischen Inseln und Senegals und versorgen den Pariser Markt mit bisher unbekannten Fischarten. Man kann die verschiedensten Fische ebenso frisch kaufen, wie sie aus dem Meer gekommen sind, z. B. Korigbarsch, marokkanischen Barsch, ferner Fische, die in Korallenriffen leben, wie den rötlichen Brassen und den Riesensbarsch, die besten fleischigen Fische, die es gibt, sowie den ganzen Reichtum an Goldbrassen (diese haben einen Goldfleck zwischen den Augen), den Heilbutt, den man bisher ins Meer zurückwerfen mußte, sowie alle Arten von Butten und Schollen. Wenn man noch bedenkt, daß das Gefrier-

Die Luftstreitkräfte Europas



Die Luftrüstung der Nachbarn Deutschlands.

Die Abrüstungskonferenz hat ohne jedes Ergebnis sich wieder einmal vertagt und die hochgerüsteten Weltstaaten sind aufs äußerste bemüht, die Stärke der Luftstreitkräfte einander anzugleichen. Unser Bild gibt deshalb eine Zusammenstellung der Luftstreitkräfte der wichtigsten Staaten Europas zum Beginn des Jahres 1934. Es sind nur die aktiven Luftstreitkräfte aufgeführt, und es ist ohne weiteres anzunehmen, daß überall noch einmal die gleiche Anzahl Flugzeuge in Reserve vorhanden ist. Frankreich und die mit ihm verbündeten Staaten haben über 3000 aktive und über 8000 Flugzeuge überhaupt zur Verfügung, England dagegen etwa 1150 aktive, 2400 insgesamt, Italien 1200 aktive, 1500 insgesamt, Rußland zirka 2200 aktive und 4000 insgesamt. Die japanischen Luftstreitkräfte werden auf etwa 2000 aktive und 3000 Flugzeuge mit Reserven geschätzt, die der Vereinigten Staaten auf 3000 aktive und 4000 mit Reserven. All diesen ausgebildeten Luftstreitkräften hat Deutschland nichts entgegensustellen.

verfahren es ermöglicht, große Fische in Stücken zu verkaufen, wie es der Metzger mit dem Fleisch macht, so kann man sich eine Vorstellung machen, welche außerordentliche Erleichterung diese Neuerung für die Küche bedeutet.

Die Tsetsefliege.

Aus einem Artikel von Wilfrid Robertson in der „Review of Reviews“, London.

Wenige Menschen, die nicht im tropischen Afrika gelebt haben oder nicht durch enge Beziehungen mit den Verhältnissen vertraut sind, können sich von der ungeheuren Bedeutung des Tsetsefliegenproblems eine Vorstellung machen. Die Fliege ist Afrikas Trumpfkarte, seine Hauptverteidigung gegen das Vordringen der Weißen in das Herz des Kontinents. Man hat Flüsse mit Brücken überspannt, Gebirge überquert und wilde Stämme unterworfen, aber der Feind, der noch immer unsiegbar ist, ist die kleine und unscheinbare Tsetsefliege. Das Gebiet, in dem sie herrscht, erstreckt sich über viele Hunderttausende von Quadratkilometern, und innerhalb dieses Gebiets ist eine Ansiedlung von Europäern unmöglich. Das durch ihren Stich übertragene Gift bedeutet den Tod für alle Haustiere und, wenn es mit den Keimen der Schlafkrankheit behaftet ist, auch für den Menschen.

Die Tsetsefliege ist etwa doppelt so groß wie die gewöhnliche Stubenfliege, bräunlichgrau gefärbt und hat seine seitliche rote Streifen am Unterleib; in der Ruhelage faltet sich ihre Flügel übereinander wie die Schneiden einer geschlossenen Schere.

Unter normalen Verhältnissen liegen die Grenzen der durch die Tsetsefliege verseuchten Gebiete fest. Über diese Grenzen hinaus dringt die Fliege nicht vor, obgleich Fauna, Vegetation und Beschaffenheit des Landes auf beiden Seiten der unsichtbaren Grenze genau die gleichen zu sein scheinen. Es kommt vor, daß die Fliege sich eine Zeitlang von einer Grenze zurückzieht und nach vielen Jahren langsam dorthin zurückkehrt, aber die Grenze wird niemals überschritten.

Es wurde früher behauptet, daß die Existenz dieser Fliege von den Büffeln abhängt, und daß sie ihre Eier in den Kot der Büffel ablagere. Dies hat sich inzwischen als unzutreffend herausgestellt. Es gibt Tsetse-

fliegen in Gebieten, wo es keine Büffel gibt, und die Eier werden nicht in Büffeldung gelegt, sondern in Erdlöcher.

Als Ost- und Mittelafrika in immer zunehmenderem Maße mit Europaern besiedelt wurden, erlangte die Frage der Maßnahmen gegen die Fliege einige Bedeutung, die durch das plötzliche Auftreten der Schlafkrankheit oder menschlichen Trypanosomiasis verstärkt wurde. Die Schlafkrankheit brach am Viktoriassee aus und verbreitete sich sehr schnell; der Überträger dieser neuen und gefürchteten Krankheit war die Tsetsefliege. Eingeborene, die in dieser Zone lebten, starben zu Hunderten, und jede Fliege, die das Blut eines mit Schlafkrankheit infizierten Eingeborenen einsog, wurde ein neuer Überträger der Krankheit auf andere Menschen.

Ich lebte fast 20 Jahre lang in Lomagundi, einem Bezirk Rhodesiens, und möchte im folgenden einige der in diesem Gebiet von der Regierung zur Bekämpfung der Tsetsefliege unternommenen Maßnahmen beschreiben.

Vor dem Rinderpestjahr 1896 war die ganze nördliche und mittlere Zone des Distrikts fliegenverseucht. Nach dem Rinderpestjahr wich die Fliege etwas zurück, und die südliche Hälfte des Fliegengebiets wurde von Fliegen frei. Die Fliege setzte sich hinter ihrer neuen Grenze fest und blieb dort. Es handelte sich um die Gattung *Glossina morsitans*.

Nun war und ist man in wissenschaftlichen Kreisen der Ansicht, daß die Tsetsefliege keine zur Fortpflanzung geeigneten Eier legen kann, wenn sie nicht Antilopenblut zu sich nimmt. Man sagte sich deshalb, daß, wenn man alles in dem betreffenden Gebiet vorhandene Wild abschlächte, die Fliege entweder aussterben oder sich noch einmal wieder in ihre alten Jagdgründe zurückziehen würde. Daher gab man das Gebiet für die Jagd frei, und es begann ein allgemeines Abschachten des Wildes.

Jägerlose Jagdgesellschaften durchstreiften weite Gebiete und mekelten die prächtige wilde Fauna des Landes nieder. Durch ihr Vorgehen wurde das Wild zum Teil in andere Gebiete vertrieben, und die Fliege wanderte mit, wodurch die Verwirrung nur noch größer wurde. 1918 war die Fliege um weitere 10 Kilometer vorgedrungen. Die Regierung sah sich dann veranlaßt, das Gebiet zu sperren, und die Fliege zog sich langsam hinter die Grenzen der früheren Fliegenzone zurück.

Im März 1924 berief die Regierung eine Konferenz ein, die sich mit dem Tsetsefliegenproblem befassen sollte. Es wurde vorgeschlagen, zwei parallele hohe, widerstandsfähige Drahtumzäunungen anzulegen. Das zwischen den Zäunen liegende Gebiet sollte von allem Wild gäubert werden und in diesem Zustand erhalten bleiben. Die Zäune sollten das Südwandern der Fauna verhindern, und wenn die Fliege, wie behauptet wurde, auf die Fauna angewiesen war, so würde sie also auch nicht nach Süden vordringen. Die eingezäunte Zone sollte 15 Kilometer breit sein.

Die Zäune wurden errichtet, und das Wild wurde systematisch zurückgehalten. Das Resultat war, daß die Fliege 1927 wieder bis an den Rand der 1910 angelegten Farmen vorgedrungen war. Seit 1929 hat sich die Fliege zwei bis drei Kilometer zurückgezogen, aber trotz des Massenabschlachtens von Wild ist sie aus dem Kampfe als der Stärkere hervorgegangen.

Viele entomologische Sachverständige arbeiten jetzt an der Lösung des Problems. Es ist noch manches ungeklärt. Zunächst fällt die scharfe Begrenzung der Fliegengebiete auf, in denen die Fliege verbleibt, wenn sie nicht durch außergewöhnliche Umstände gestört wird. Das Land innerhalb der Grenzen scheint in den meisten Fällen das gleiche zu sein wie das außerhalb der Fliegenzone. Die Fauna ist sowohl in Gattung als auch an Zahl die gleiche; Bäume, Gras und Felsen scheinen einander alle ähnlich zu sein, und doch besteht eine scharfe, wenn auch unsichtbare Grenze der Fliegenzone. Die Fliege setzt sich auf den Rücken der wilden Tiere und erreicht mit ihnen die Grenze der Fliegenzone; sobald diese überschritten ist, verläßt sie den Rücken des Tieres und kehrt in ihre eigenen Nestungen zurück.

Während meiner vielen Wanderungen durch Fliegengebiete habe ich auf weiten Strecken nicht ein einziges Stück Wild angetroffen, wohl aber eine unendliche Zahl von Tsetsefliegen. In anderen Teilen des Fliegengebiets habe ich eine unbegrenzte Fauna angetroffen, vom Elefanten bis zur kleinsten Antilope, aber nur sehr wenige Tsetsefliegen. Büffel, die noch zur Gattung der Rinder gehören, sind der Trypanosomiasis gegenüber immun, wohingegen Hausrinder ihr in wenigen Wochen erliegen.

Wird das Tsetsefliegenproblem gelöst, so werden weite Gebiete Siedlungszwecken offenstehen und die Eingeborenen von der gefürchteten Schlafkrankheit befreit werden.

Die Herrschaft über das Nilwasser.

Was will Japan in Abessinien?

Aus der „Deutschen Bergwerkszeitung“.

Japans Außenpolitik hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Vorgehen eines genialen Schachspielers, der die herannahende Hauptentscheidung vorzubereiten sucht durch unscheinbare, aber erstaunlich weit vorausgerechnete Züge, deren Sinn und Zweck dem Zuschauer zunächst noch keines-

wegs verständlich sind. So haben sich die Politiker mannigfach den Kopf zerbrochen über den abessinischen Schachzug Japans. Daß dieser sich letzten Endes allein gegen England richten konnte, Japans gefährlichsten Feind noch nicht heute und morgen, aber übermorgen, konnte man sich ohne weiteres sagen. Aber wohin zielte der Streich?

Es ist vermutet worden, Japan wolle sich in Abessinien einen Ausgangspunkt verschaffen für ein kommendes Vorgehen gegen den Suezkanal. Aber wie sollte dergleichen wohl möglich sein? Abessinien ist ja heute ein reines Binnenland ohne eigene Seehäfen. Von Stützpunkten für die Flotte kann also nie und nimmer die Rede sein, ganz davon abgesehen, daß ein Passieren japanischer Kriegsschiffe in feindlicher Absicht an Aden und den Perim-Inseln vorbei schon ein ziemlich aussichtsloses Unterfangen wäre. Auch ein abessinischer Stützpunkt für japanische Militärflugzeuge kommt keinesfalls in Frage, denn gerade der Suezkanal ist gegen Luftangriffe gesichert. Wohl können einzelne Schiffe, einzelne Gebäude durch Bomben gefährdet werden; der Suezkanal selbst ist immun! Denn was soll in der Wüste und in einer schleusenlosen Wasserstraße durch Bombenabwurf zu zerstören sein? Die Lösung des abessinischen Rätsels muß in anderer Richtung gesucht werden.

Einen Fingerzeig von hoher Eigenart gewährt nun, daß Japan sich von dem kulturell noch arg rückständigen Staat Abessinien Landkonzessionen hat gewähren lassen, um darauf japanische Baumwollbauern anzusiedeln, und zwar nicht weniger als 100 000. Vor einiger Zeit hat England, um dem immer unerträglicheren japanischen Dumping zu begegnen, ein Ausfuhrverbot für Baumwolle nach Japan erlassen, das vor allem für Indien Geltung hatte. Unmittelbar darnach begann Japan sein Liebeswerben um Abessinien. Das ist kein Zufall. Japan will von amerikanischer und englischer Baumwolle unabhängig werden. Zu diesem Zwecke hat es unter anderem (neben anderen wichtigen Beweggründen) seine Mandchureipolitik begonnen, denn es denkt, die südliche Mandchurei in ein großes japanisches Baumwollland verwandeln zu können. Ob dies Experiment gelingt, ist noch nicht zu sagen. In jedem Fall aber soll nun Abessinien ein zweites Eisen im Feuer sein. Das ist großzügig und weitsehend, wie man ohne weiteres zugeben wird.

Geopolitisch aber gewinnt der ganze Plan noch eine ungemein pikante Seite durch folgenden Umstand: Als künftiges abessinisches Baumwollgebiet kommen vor allem die bisher nahezu wüsten Länderchen um den südlichen Tanasee und den ihm entströmenden Blauen Nil in Betracht. Mit Hilfe großer Bewässerungsanlagen dürfte hier hervorragendes Kulturland zu schaffen sein, das gerade für Baumwollgewinnung vorausichtlich trefflich geeignet wäre. Aber die Sache hat einen bedenklichen Haken!

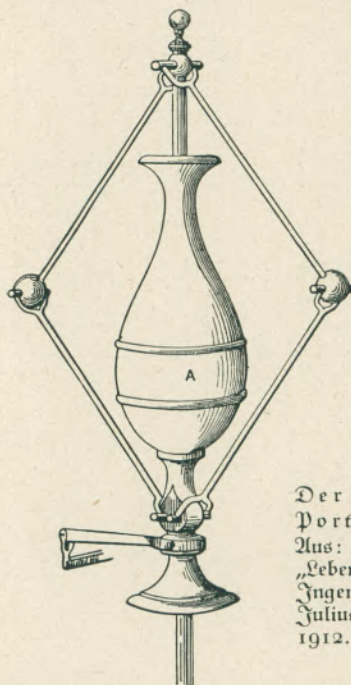
1928 erregte es schon einmal in England großes und unliebsames Aufsehen, als gemeldet wurde, amerikanische Interessenten hätten von Abessinien eine Konzession zur Anlage von Bewässerungsarbeiten am Tanasee erhalten. Dieser mächtige See, der den Bodensee siebenmal an Fläche übertrifft, liegt nämlich 1755 Meter über dem Meere und stellt somit eine Energiequelle ersten Ranges dar. Der ihm entströmende Blaue Nil bildet für den Sudan die einzige Möglichkeit reichlicher Wasserversorgung.

Wenn nun im Quellgebiet auf abessinischem Boden das Nilwasser abgeleitet und zur Bewässerung des eigenen Bodens weitgehend verbraucht wird, ist die Wasserversorgung weiter Teile des Sudans schwer in Frage gestellt. Ganz besonders müssen die englischen großen Stauanlagen am Blauen Nil, so vor allem die bedeutendste bei Sennar, in ihrem Wert empfindlich beeinträchtigt und die von ihnen versorgten 1800 Quadratkilometer großen englischen Baumwollplantagen in der sogenannten Gezireh (Land zwischen Blauem und Weißem Nil) in ihrem Bestand bedrohlich gefährdet werden. Andererseits kann Abessinien, da internationale Verträge nicht mehr vorliegen, nicht wohl verhindert werden, mit „seinem“ Nilwasser auf eigenem Boden zum Besten des eigenen Landes zu tun, was ihm beliebt.

Wenn nun gar die Japaner den Quellsee des Blauen Nils in die Hand bekommen, so können die Engländer im Sudan leicht in die gleiche höchst unbehagliche Lage gebracht werden, in die sie seit langem Ägypten versetzt haben. Ägypten gilt ja nominell als selbständiger Staat; aber dieser Staat kann durchaus nichts tun, was die Briten nicht erlauben. Sie haben die Wohlfahrt des ganzen Landes geradezu an der Kordone mit den großen Stauseen, die sie im Niloberlauf errichtet haben. Wenn Ägypten gegen den englischen Stachel locken wollte, würde in der Zeit des befruchtenden Nilwassers einfach der Staufen von Assuan und von Sennar und anderswo abgeriegelt werden und Wasser nur in unzureichendem Maße hergeben. Ägypten müßte dann, wenn es nicht eine Missernte und Hungersnot heraufbeschwören will, einfach zu Kreuze kriechen. Werden nun die japanischen Pläne in Abessinien verwirklicht, so hängen die reichen britischen Baumwollpflanzungen im Bereich des Stausees von Sennar genau ebenso auf Gedeih und Verderb vom Wohlwollen Abessiniens und Japans ab wie heute Ägyptens Bodenreichtum von der guten Laune der Engländer! Es wäre eine mehr als boshafte Ironie der Geschichte, wenn es dazu kommen würde. Aber — sollte nicht hier der letzte Grund für Japans plötzlich erwachtes abessinisches Interesse in einer durchaus einleuchtenden Weise gesucht werden müssen?

Technische Gedenktage.

20. 8. 1804 stiegen die Physiker Biot und Gay-Lussac auf Veranlassung der französischen Akademie in einem Freiballon auf. Ihre Forschung galt der Untersuchung, ob die erdmagnetische Kraft mit der steigenden Höhe abnähme. In 4000 Meter Höhe stimmten die Schwingungen der Magnetnadel in Geschwindigkeit und Ausschlag genau mit den Schwingungen an der Erdoberfläche überein. Außerdem brachten die beiden Physiker noch wertvolle Aufschlüsse über die Feuchtigkeits- und Wärmeverhältnisse der Höhenluftschichten mit. Um eine noch bedeutendere Höhe zu erreichen, wiederholte Gay-Lussac den Aufstieg allein. Er erreichte eine Höhe von 9000 Meter und stellte damit den damaligen Höhenrekord auf. Die Ergebnisse seiner Messungen dieser Luftreise deckten sich mit den früher gesammelten vollkommen. Eine Luftprobe, welche in großer Höhe genommen wurde, zeigte dieselbe Zusammensetzung wie die Luft, die wir auf der Erdoberfläche einatmen.



Der erste
Porter-Regulator.
Aus: Charles Porter
„Lebenserinnerungen eines
Ingenieurs“.
Julius Springer, Berlin
1912.

29. 8. 1910 starb Charles L. Porter. Als junger Rechtsanwalt kam er zufällig mit der Technik in Berührung, die ihn so in ihren Bann zog, daß er sich von seinem Beruf abwandte und sich fortan dem Maschinenbau widmete. Am bekanntesten geworden ist sein Name durch die Konstruktion eines Regulators und der ersten schnelllaufenden Dampfmaschine. Der unregelmäßige Gang einer Steinmeißelmaschine zwang ihn, sich mit der Regelung der Kraftmaschinen näher zu befassen. Er brachte es fertig, durch einen Regler mit Belastungsgewicht den Gang der Dampfmaschine gleichmäßig zu gestalten (siehe obenstehende Abbildung). Auch den Einfluß der Massenwirkung auf den Gang der Maschine hatte Porter frühzeitig erkannt und es verstanden, die Größe der bewegten Masse mit Dampfdruck und Geschwindigkeit in Einklang zu bringen. Auf der Londoner Weltausstellung von 1862 stellte er eine Dampfmaschine mit 150 Umdrehungen je Minute aus, die er zusammen mit dem Ingenieur Allen gebaut hatte. Die Dampfmaschine erregte damals allgemeine Aufmerksamkeit der technischen Kreise. Von seiner technischen Laufbahn erzählt er selbst in seinen Lebenserinnerungen, die im Jahre 1912 auch in deutscher Sprache erschienen sind.

8. 1747 starb Martin Eriewald in Stockholm. Zunächst Kaufmann, kam er in jungen Jahren nach London und erhielt im Alter von 25 Jahren die Stelle eines Inspektors in einem Steinkohlenbergwerk in Newcastle. In dieser Tätigkeit fesselte ihn besonders die „Feuermaschine“, die er genau untersuchte und die er in mancher Hinsicht verbesserte. Zehn Jahre später kehrte er in seine schwedische Heimat zurück und baute in Dammora eine „Feuer- und Luftmaschine“ als Bergwerkspumpe. Dieses war die erste schwedische Dampfmaschine. Er wurde daraufhin zum Maschinendirektor ernannt und beschäftigte sich auch einige Zeit mit der Eisenherstellung. Für das 18. Jahrhundert war er ein bedeutender Schriftsteller auf technischem Gebiete. Im Jahre 1739 gründete er mit fünf anderen Eiftern die Königliche Akademie der Wissenschaften in Stockholm; auch war er Mitglied der Royal Society in London. Die nebenstehende Abbildung zeigt das Maschinenhaus, in dem die von Eriewald erbaute erste schwedische Dampfmaschine gestanden hat. Im Jahre 1932 wurde an



Gay-Lussac und Biot in der Gondel des Freiballons.
Nach einer zeitgenössischen Zeichnung im „Buch der Erfindungen,
Gewerbe und Industrie“. Epamer, Leipzig 1889.

dem Hause (links von der Eingangstür) eine gußeiserne Gedenktafel angebracht, die auf die Bedeutung dieses alten Maschinenhauses hinweist.



Maschinenhaus in Dammora (Schweden), in dem die erste schwedische Dampfmaschine stand.

Aus: The Newcome Society, Band 11, 930. J. I.

Lösungen aus dem Juliheft.

Silbeneinschrätsel.

1. Wasser. 2. Wechsel. 3. Nibelungen. 4. Cardinen. 5. Zimmer.
6. Schatten. 7. Beginn. 8. Eisleben. 9. Leonidas. 10. Allenstein.
11. Verakruz. 12. Holstein. 13. Kastanie.

Was sich nie und nimmer
hat begeben, das allein
veraltet nie.

Rösselsprung- königszug.

So tief sind wir, bei Gott,
noch nicht gesunken,
Daß wir des Lebens leicht-
tes Gut uns kauften
Und mit der Ehre schwerer
Münze zahlten!
Am Leben liegt uns nichts,
an Ehre alles!
Sieg oder Unsieg liegt in
Gottes Hand,
Der Ehre sind wir selber
Herr und König!
W. Kube.

Geheimsschriftsrätsel.

Wer euch sagt, daß ihr
anders reich werden könnt
als durch Arbeit und Spar-
samkeit, der betrügt euch,
der ist ein Schelm.

Benjamin Franklin.

- Schlüssel: 1. Wilhelmshöhe.
2. Paderborn. 3. Jungfrau.
4. Rückert.

Silbendoppelrätsel.

1. Aischaffenburg. 2. Offen-
burg. 3. Parade. 4. Argenti-

nien. 5. Zwangsarbeit. 6. Atheist. 7. Wellington. 8. Altenburg. 9. Inge-
borg. 10. Botschafter.

Schaffende Arbeit ist Weltengebot.

Silbentapselspruchrätsel.

(Gesellig geschätzt.)

1. Mokassin (Oka). 2. Abenteuer (Ente). 3. Brandstiftung (Rand).
4. Bernstein (Ernst). 5. Ein-
kauf (Inka). 6. Glieder (Lied).
7. Hessen-Nassau (Essen).

„Ideen sind stärker als
Kanonen.“

„Das Werk“ im Spiegel des Auslandes.

I. Holland.

De Bondstem.

April 1934.

... eine prachtvoll illustrierte Zeitschrift großen kultu-
rellen Wertes ... Wir können unseren Lesern „Das Werk“
aufs wärmste empfehlen.

Maatschappij-Verlangen.

April 1934.

... Diese Zeitschrift zeigt Deutschland von der besten
Seite, ist ein Zeugnis kulturellen Bewußtseins, das weit
hinausgeht über den Kreis der direkten Interessen ... Es
ist immer wieder ein Vergnügen, diese gut redigierte Zeitschrift zu erhalten
und durchzusehen. Sie zeugt vom weiten Blick der Herausgeber, des
besten des deutschen Geistes.

De Nederlandsche Werkgever.

Mai 1934.

... Wie ich bereits eingangs erwähnte, ist diese außergewöhnlich
interessante, geschmackvoll aufgemachte und wegen ihres Inhalts wichtige
Zeitschrift in Holland zu wenig bekannt. Vielleicht wird diese Kritik zur
Folge haben, daß sich viele Leser abonnieren. Ich bin gewiß, daß der
Inhalt ihre kühnsten Erwartungen übertreffen wird.

„Water.“

Juli 1934.

... Wir zweifeln nicht daran, daß die Leser stets mit Ungeduld auf das
Erscheinen dieser Zeitschrift warten. Aber auch für Außenstehende hat die
Zeitschrift ihren Wert und für uns als Ausländer vielleicht noch
ganz besonders, weil sie zu einer objektiveren Beurteilung
des Strebens nach neuen Möglichkeiten, Zielen und Wegen,
das sich bei unseren östlichen Nachbarn kundtut, beitragen
kann.

Geographisches Formenrätsel.

1. Dresden. 2. Löwen.
3. Bräun. 4. Allenstein. 5. Für-
stenwalde. 6. Schweinfurt.
7. Chemnitz. 8. Heidelberg.
9. Aschersleben. 10. Gera.
11. Brüssel. 12. Altenburg.
13. Eichstätt. 14. Minden.
15. Friedrichshafen. 16. Rich-
tenstein.

Des Löwen Brüllen
fürchte nicht;
Die Schlange brüllt nicht,
die dich sticht.

Silbenrätsel.

1. Wodka. 2. Experiment.
3. Rienz. 4. Konkurs. 5. Er-
furt. 6. Illimani. 7. Narzo-
tikum. 8. Evangelium. 9. Neu-
ralgie. 10. Wagner. 11. In-
dianer. 12. Louisiana. 13. Laza-
rett. 14. Eiffel. 15. Niello.
16. Honduras.

„Wer keinen Willen hat,
ist immer ratlos.“

Eine kuriöse Rechnung.

Daß man in alter Zeit die Nüchternheit des beruflichen Alltags zuweilen
mit Humor würzte, davon sind uns eine Menge Beispiele erhalten. Etwas
ausgefallen erweist sich jedoch dieser Humor in der Rechnung, die der
Nürnberger „wohlbestallte Maler“ Marquard vor zweihundert Jahren
seinem kirchlichen Auftraggeber geschrieben hat. Die von ihm vorge-
nommene Restaurierung des Deckengemäldes und einiger alter Figuren
detaillierte der witzige Künstler auf folgende originelle Weise:

Spezifizierte Rechnung über Malerei in der Hauptkirche der Stadt
Nürnberg.

Die Herren Vorsteher der Kirche beliebten:

- | | |
|---|--------------|
| 1. Die heiligen 10 Gebote zu verändern und das 6. neu
auffrischen | 2 fl. 24 fr. |
| 2. Dem einen Schächer am Kreuze eine neue Nase gemacht
und seine Finger ausgestreckt | 1 fl. 30 fr. |
| 3. Den Pontius Pilatus aufgezupft, neues Pelzwerk um
die Mütze gesetzt und hinten und vorne neu angestrichen | 3 fl. 36 fr. |
| 4. Dem Engel Gabriel die Flügel mit frischen Federn be-
setzt und die vordersten vergoldet | 2 fl. 50 fr. |
| 5. Des Hohepriesters Magd dreimal angestrichen | 1 fl. 50 fr. |
| 6. Dem Petrus einen Zahn eingesezt und dem Hahn die
Federn gereinigt | 1 fl. 30 fr. |
| 7. Den Himmel ausgebreitet und neue Sterne eingesezt | 2 fl. 15 fr. |
| 8. Das höllische Feuer vergrößert und dem Teufel mehr
Malice gemacht. | 1 fl. 12 fr. |

- | | |
|--|---------------|
| 9. Dem Judas die 30 Silberlinge wieder versilbert | — fl. 45 fr. |
| 10. Die heilige Magdalena, welche ganz verdorben war,
wieder hergestellt | 5 fl. — fr. |
| 11. Dem linken Schächer am Kreuze ein verzweifelte Miene
gegeben und ihn herum gedreht | 2 fl. 12 fr. |
| 12. Dem Moses mehr Ansehen gegeben und seinen Bruder
Aron aufgezupft | 1 fl. 50 fr. |
| 13. Das jüngste Gericht furchtbarer gemacht | 1 fl. 40 fr. |
| 14. Die sieben klugen Jungfrauen nachgesehen und hier
und da verbessert | 7 fl. — fr. |
| 15. Der keuschen Eufanne eine Nase gemacht | 1 fl. 12 fr. |
| 16. Das Ende der Welt verlängert | 2 fl. 45 fr. |
| 17. Das rote Meer, das ganz schmutzig war, wieder rein
gemacht | 3 fl. 17 fr. |
| 18. Den Pferden vor Elias Wagen neue Hufeisen gemacht
und den Weg zum Himmel genauer bezeichnet | 2 fl. 15 fr. |
| 19. Dem Josef mehr Unwillen ins Gesicht gegeben und die
Frau des Potiphar gestirnt | 5 fl. — fr. |
| 20. Dem blinden Tobias frischen Schwalbendreß aufs
Auge gemacht | — fl. 10 fr. |
| Summa | 50 fl. 13 fr. |

Nürnberg, den 1. März 1746.

J. F. Marquard,
wohlbestallter Maler an der Kirche zum Heiligen Geist.

H. B.

Die Bolawitzkrommel

enthaltend die besten im vergangenen Monat
erschienenen Spottwörter



Kunstkritik.
Radierung
von D. Quante.

Vater hat sich erkältet und muß das Bett hüten. Die Kinder haben für die Krankheit nichts übrig und machen den Lärm der Gefunden. Bis es zuviel wird und Mutter die Geduld reißt: „Was seid ihr für unartige Kinder! Andere Kinder wären froh, wenn der Vater mal krank wäre.“ (Die Woche.)

*

„Herr Direktor“, meldet der neue Botenjunge, „draußen ist ein Herr, der Sie sprechen möchte.“
„Hat er seinen Namen nicht gesagt?“
„Nein!“
„Wie sieht er denn aus?“
„Ach, so'n kleiner Murkel ist er man, und 'ne kahle Platte hat er und so'ne Bloßaugen. Wie er reinkam, hab ich erst gedacht, Sie sind's!“ (Tit-Bits.)

*

Kindermund.
Mutter kommt ins Kinderzimmer und sieht, daß der Junge wieder alle seine Kleider auf Stühlen und dem Fußboden verstreut hat. Strafend fragt sie:
„Wer hat seine Kleider nicht aufgehängt, als er ins Bett ging?“
Und unter der Bettdecke hervor murmelt eine Stimme: „Adam im Paradies.“

*

„Vater! Wie schmecken Euleneier?“
„Weiß ich nicht, Junge. Die ißt man doch nicht!“
„Doch, Vater! Hier steht: Das ganze war Eulenspiegel.“

Der neue Mieter: „Nebenbei, Frau Mischalek, ich habe einige Idiosynkrasien.“
„Das macht nichts, ich werde schon darauf sehen, daß sie sorgsam abgestaubt werden.“ (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

*

„Anna“, ruft die Hausfrau dem Mädchen zu, „bringen Sie mir den Brief, der auf dem Nachttisch liegt.“
„Welchen, gnädige Frau?“ fragt Anna, „den, wo Ihre Frau Mutter sich über Ihren Mann beschwert, oder den, in dem Ihre Freundin schreibt, Sie sollen ihr endlich das Geld zurückschicken?“ (Berliner Illustrierte.)

*

Instruktionsperlen.
„Die tägliche Löhnung des Soldaten beträgt zweiundzwanzig Pfennige und haben besonders die älteren Mannschaften darüber zu wachen, daß die jüngeren Kameraden nicht in Verschwendung ausarten.“
„Baden kann man nur in Schwimmbädern. Erstens ist das beziehungsweise anständig, und zweitens muß der Mensch im Falle eines Vorgesetzten eine Hofenmaht haben.“
„Der Soldat soll sein Gewehr lieben wie seine Braut, was sich auch auf diejenigen Rekruten bezieht, wo noch kein Verhältnis haben.“
„Es ist dem Soldaten aufs strengste verboten, sein Kommissbrot zu verkaufen oder sonst Handel damit zu treiben, bevor er es gegessen hat.“
„Wenn der Soldat zu gleicher Zeit zwei Befehle erhält, die einander vollkommen widersprechen, so hat er denjenigen Befehl auszuführen, der dem anderen am wenigsten widerspricht.“

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — D. A. 8300. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 8 M., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 M., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4,40 M., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.

thyssenkrupp Corporate Archives